Was ihr wollt!

Erzählungen und Gedichte

von

Otto Fleischmann.

Kaiserslautern,
bei J. J. Tascher.

1875.

Was ihr wollt!

Erzählungen und Gedichte

von

Otto Fleischmann.

Kaiserslautern,
bei J. J. Tascher.

1875.

Buchdruckerei der „Pfälzischen Post" (J. B. Hoffmann) in Kaiserslautern.

An die Leser!

„Was ihr wollt", Ernst und Scherz, Prosa und Poesie, Schwärmerei und Satire, Politisches und Religiöses, Erzählungen, Schauspiel und Gedichte, sei Euch hiermit geboten. Ich ließ mit Fleiß die Stücke in bunter Reihe folgen, wie sie seiner Zeit Laune und Anlaß hervorgebracht, denn in der Abwechselung liegt Reiz und nach tief ernsten Betrachtungen bedarf das Menschenherz wieder des munteren Scherzes. Nur wenige Worte sollen diese Kinder der Phantasie, die nicht leichtfertig in's Leben gesetzt wurden, begleiten. Die erste Erzählung malt die Zustände in einem pfälzischen Dorfe, zur Zeit, als das schreckliche Strafgericht der französischen Revolution hereinbrach. Die zweite Geschichte schildert den Verlauf eines Ehebundes, der lediglich aus Geldgier geschlossen ward. Das historische Schauspiel „der Untergang von Tarent" versetzt uns in die große Zeit, da das alternde Griechenland mit dem

frisch aufstrebenden, lebenskräftigen Rom zusammen=stieß. Ist das Stück auch zur Aufführung vielleicht nicht geeignet, so darf es doch zu declamatorischen Uebungen und dramatischer Darstellung den Gymnasien und der deutschen Jugend überhaupt ohne Ueberhebung empfohlen werden. Die Gedichte, — nun die mögen selber zusehen, wie sie im Leben durchkommen. Nur vor einer falschen Auffassung möchte ich sie im Voraus schützen: Sie sind keine Kirchenlieder und wollen nicht also beurtheilt sein.

Kaiserslautern im Dezember 1874.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Der Wittwe Fluch.

Pfälzische Dorfgeschichte.

Einleitung.

Viele schöne und sonnige Plätzchen hat das südwestliche Deutschland aufzuweisen, aber nirgends geht dem Wanderer das Herz weiter auf, als wenn er die Straße längs der pfälzischen Haardt, vom Elsaß bis zum Hundsrück, dahinzieht. Schöngeformte, waldesgrüne Berge, mit hochragenden Ruinen stolzer Burgen und reicher Abteien gekrönt, fesseln den Blick des Fremdlings. Die Dörfer schauen aus wie Städte und die Leute wie ein „adelig' Geschlecht". Ihr gastfreies Wesen muthet den Wandersmann heimathlich an, gerne folgt er der Einladung, sich eine kurze Weile auszuruhen im weinumrankten Gartenhause, und wenn das trunkene Auge hinschweift über die traubenbeladenen Weinberge und durch die stattlichen, üppiggrünen Kastanien hinaus in die weite, reiche mit Dörfern besäete, vom klaren Sonnenlichte angestrahlte Rheinebene, dann greift er gerne zum blinkenden Römer, um mit dem Pfälzer in sein selbstbewußtes: „Fröhlich Palz, Gott erhalts", von Herzen einzustimmen. — Unterhalb Grünstadt nimmt die Gegend einen etwas veränderten Charakter an; wir treten in den Bereich des massigen Gebirgsstockes Donnersberg, der einen kräftigen Abschluß des Haardtgebirges bildet, als ob der Schöpfer nach einer langen

schönen Periode zufrieden mit sich selbst einen dicken Schlußpunkt auf das Papier gedrückt hätte. Wir kommen jetzt in ein fruchtbares welliges Hügelland, in die alte Kornkammer der Churpfalz, einen Landstrich, der zwar nicht den lachenden Anblick gewährt, wie die Haardt, aber mit seinen reichen Fluren, mit seinen grünen Obstwäldern und mächtigen Nußbäumen auf den Beschauer den Eindruck der Behäbigkeit und eines gewissen stolzen Selbstbewußtseins hervorbringt. Die Leute um den Donnersberg sind ein kräftiger, ernster und eigenwilliger Menschenschlag, der auch in kleinen Dingen eine gehörige Portion von Hartnäckigkeit zu entwickeln vermag. Der Donnersberger will nicht zu den Westrichern gezählt sein, zu denen er auch eigentlich nicht gehört; allein er tauscht auch nicht mit dem lustigen, leichten „Pfälzer", denn er ist der Typus des wohlhabenden, zähen, am Alten hangenden Bauern mit allen seinen Vorzügen und Gebrechen.

Steht man auf der Höhe des Donnersberges und blickt in die Seitenthäler, die sich von diesem Gebirgsstocke nach allen Himmelsgegenden hinziehen, so gewahrt man bald da bald dort einen rothen Kirchthurm, der hinter dem grünen Buchwald oder aus einem Obsthain hervorlugt. Fast eine jede dieser Dorfschaften hatte vor hundert Jahren einen eigenen Herrn, manchmal sogar deren zwei; ja es steht in einem Orte noch heute ein Anwesen, von welchem das Wohnhaus dem Churfürsten, die Scheune dem Nassauer und der Stall denen von Falkenstein gehörte. Eine Karte all' dieser kleinen Herrschaften mag wohl bunter ausgesehen haben, als weiland der Rock Joseph's, und der heutige Schüler, dem es manchmal der Herrscher-Geschlechter in unserem lieben Deutschland noch zu Viele zum Auswendiglernen sind, mag seinem Schöpfer danken, daß er nicht mit

der Genealogie der kleinen Potentaten des vorigen Jahrhunderts behelligt werden darf. Es sind zwar große, berühmte Geschlechter, die gerade in jener Gegend saßen; allein heute stehen nur noch die grauen Ruinen ihrer Stammburg, und wenn es einem Falkensteiner einfallen sollte, die Heimath seiner Väter einmal zu besuchen, so würde man sich vielleicht nur noch besinnen, daß dessen Ahnen zu den „berühmtesten Raubrittern der ganzen Gegend“ gehört hätten, wie das ein Bürgermeister jüngst einem Grafen von Leiningen bei solcher Gelegenheit zu Gemüthe führte. Es sind meistentheils auch keine angenehmen Erinnerungen, welche die Bauern jener Gegend von ihren vormaligen Herren bewahren konnten, und eine solche Geschichte aus vergangenen Tagen, die ich als Kind manchmal aus alter Leute Mund erzählen hörte, möchte ich, wenn nicht der Nachwelt, so doch den Zeitgenossen zu Nutz und Lehr jetzt mittheilen.

Erstes Capitel.

Eine Jagd.

Vom Nordhange des Donnersberges zieht ein stilles, grünes Thälchen, von dem Niemand weiß, warum es den schauerlichen Namen „Mordkammer" trägt, hinab nach dem idyllischen Marienthal, in dessen schöner, gothischer Klosterkirche — sie ist jetzt abgebrochen — ich als Knabe noch die steinernen Ritterfiguren der dort bestatteten Falkensteiner anstaunte. Folgen wir dem kleinen, aber gesprächigen Appelbach weiter nach Osten, so geleitet er uns über St. Alban nach dem hübsch gelegenen, vornehmer als seine Nachbarn dreinschauenden Gaugrehweiler. Eine Reihe von zweistöckigen, mit holländischen Mansarden gezierten und mit blauen Schiefern gedeckten Häusern geben dem Orte einen städtischen Anstrich, und das hat seinen guten Grund: wir befinden uns in der Residenz der ehemals mächtigen und gefürchteten Rhein- und Raugrafen. Vor hundert Jahren sah der Ort allerdings viel schöner und stattlicher aus, als jetzt. Eine schattige Lindenallee umgab ihn wie ein grüner Ring, und weit auf die südliche Anhöhe erstreckte sich ein Park, im Geschmacke Ludwig's XIV. angelegt, mit allerlei fremdartigen Gewächsen, Springbrunnen und seltsamen Götterfiguren geschmückt. Auch in den Feldern konnte man viele seltene Obstbäume gewahren — einer der Raugrafen war ein großer Obstzüchter gewesen und hatte die

feinen Sorten aus aller Herren Länder bezogen — und dieser oder jener hübsche Aussichtspunkt war mit einem zierlichen Tempelchen gekrönt.

An einem schönen Herbsttage des Jahres 178* herrschte in dem prächtigen Hochwalde, der sich südlich vom Dorfe gegen den Donnersberg hinzog, reges Leben. Der Fürst von Leiningen, ein gewaltiger Nimrod, war bei dem Raugrafen zu Besuch, und ihm zu Ehren hatte man ein Treibjagen veranstaltet. Die Bauern des Ortes mußten das Wild beitreiben und die dröhnenden Schüsse und das laute Jubelgeschrei verkündeten eine reiche Beute. Der stolze Hirsch war damals in jenen Wäldern kein seltener Gast, aber wehe auch dem Bauersmanne, der es gewagt hätte, das Wild irgendwie zu schädigen oder es von dem mühsam gepflanzten Acker zu vertreiben. — Die Sonne begann zu sinken, als die Hörner das Ende der Jagd anzeigten; die Jäger sammelten sich um die stattlichen Hirsche und das Kleinwild und besprachen diesen oder jenen glücklichen Schuß, wobei dieser und jener der Herren aus dem Schatze seiner Erfahrungen irgend eine merkwürdige Jagdgeschichte beizubringen nicht verfehlte. Endlich wurde das Zeichen zum Aufbruche gegeben und die stolze Reiterschaar bewegte sich langsam dem Orte zu.

Voraus ritt Raugraf Carl, ein stattlicher Herr, Ende der vierziger Jahre, mit glänzenden blauen Augen und dem Ausdrucke der Energie im Angesicht. Er trug einen dunkelblauen Reitfrack, roth ausgeschlagen und mit Silber verzierte weiße Reithosen und hohe Stiefeln und über der Brust ein breites, rothes Ordensband, das er in holländischen Kriegsdiensten davongetragen hatte. Zu seiner Rechten ließ der junge Fürst von Leiningen, in Grün und Gold gekleidet, seinen Rappen über die Kartoffelfelder dahintänzeln, ohn,

sich um die zertretene Ernte im Geringsten zu kümmern. Er hatte das Aussehen eines grand seigneur und war allgemein als Leuteschinder und Mann von noblen Passionen bekannt. Zur Linken des Raugrafen ritt der Baron von Bieberstein, oberster Jägermeister des Fürsten von Nassau, der in Kirchheimbolanden einen stattlichen Hof hielt, und hinter den Dreien kamen die Adeligen der Umgegend und etliche höhere churpfälzische Beamte aus Alzei und Kaiserslautern, sowie das Gefolge des prunkliebenden Leininger Fürsten.

Das Gespräch der Herrschaften drehte sich um den widerspenstigen Geist, den man in der letzten Zeit unter den Bauern wahrnehmen wollte. Die Frohnden verrichteten sie nur mit Murren und trotz der strengsten Strafen wurde da und dort ein Stück herrschaftliches Wild erschlagen und heimlich weggeschleppt.

„Das kommt," sagte der Raugraf, „von den schlechten Büchern, welche man jetzt drüben in Frankreich ungehindert schreiben läßt, ja, wie ich höre, selbst bei Hofe gerne liest. Die Frucht wird nicht ausbleiben."

„Die Bücher, Erlaucht", erwiderte der Leininger, „wären nicht so schlecht, aber sie taugen nicht für's Volk; die Canaille wendet auf sich an, was nur für den Adel berechnet ist."

„Wie wolltet Ihr das aber verhindern, lieber Fürst?" fragte der Raugraf.

„Das beste Mittel ist, wenn das Pack nicht lesen lernt; ich lasse meine Schulhäuser verfallen oder leer stehen und baue lieber ein paar Forsthäuser mehr. Hilft das nicht, nun, so gibt's noch ein Mittel, um den Bauern die Possen aus dem Kopfe zu treiben." Bei diesen Worten ließ der Fürst die Reitpeitsche durch die Luft sausen.

„Will mir's merken," murmelte der Raugraf. „Da drunten hab' ich auch Etliche, denen das französische Zeug den Kopf verrückt hat."

Jetzt eben waren sie an einem Vorsprung angekommen, von dem man einen Blick über die liebliche Gegend machen konnte. Glühend roth ging die Sonne hinter dem gewaltigen Rücken des Donnersberges unter und warf ihren goldenen Schein über das anmuthige Thal. Die saftiggrünen Wiesen, die stolzen Laubwälder, die reichen Fluren und mitten hinein das stattliche Dorf behaglich gelagert, das war ein so freundliches und friedliches Bild, daß die Schaar unwillkürlich einen Augenblick in ihrem Gespräche und Ritte innehielt. Der Raugraf schaute mit dem Gefühle der Befriedigung den Leininger Fürsten an, als ob er sagen wollte: „Nicht wahr, auch am Donnersberg ist es schön, und nicht blos in Euerer gepriesenen Vorderpfalz?" Der Leininger fühlte so etwas, als ob sein Urtheil herausgefordert werde. Er hatte große Reisen gemacht und wußte an jeder Aussicht und jedem Bilde etwas zu nergeln und zu tadeln, weil er da und dort schon etwas Besseres gesehen hatte. Es gibt kleinliche und oberflächliche Naturen, die bei dem schönsten Anblicke der Welt sich durch eine Pfütze im Wege stören lassen, ja welche überhaupt nur für die Pfützen und Flecken Augen und Sinne haben. Ich will nun nicht sagen, daß das Herrenhaus in Grehweiler ein Flecken im ganzen Bilde gewesen sei, im Gegentheil, das alte, große Haus mit seinen blinkenden Fenstern, seinem spitzen Giebeldach und den hohen Schornsteinen, aus denen der Rauch kerzengerade emporstieg, machte den Eindruck der Gemüthlichkeit und Wohnlichkeit. Anders urtheilte der junge Leininger: „Ich muß gestehen, Erlaucht, daß es mich wundert, den Sprossen eines so edeln und reichen Geschlechtes in einer

Wohnung zu finden, die wahrhaftig kein gräfliches Aussehen hat. Der Adel muß in unseren Tagen dem Volke imponiren, sonst geht der Respect zum Teufel. Beschaut Euch einmal die Hardenburg oder laßt Euch einen Ritt auf den Karlsberg nicht verdrießen, da könnt Ihr Euch die Muster für ein richtiges Grafenschloß absehen."

Dem stolzen Raugrafen stieg das Blut in's Angesicht, und er gab schnell dem Rappen den Sporn, um seinen Unmuth über des Fürsten Tadel zu verbergen. Derselbe schmerzte um so tiefer, als der Graf schon lange selbst an seiner Residenz gar Manches auszusetzen hatte. Allein seine Herrschaft bestand nur aus einigen Dörfern und die Bauern waren schon schwer genug belastet mit den Forderungen, welche oer kostspielige Hof täglich an sie stellte. So hätte er schon längst gerne gebaut, wenn ihm nicht dunkel geblieben wäre, woher er die nothwendigen Mittel nehmen sollte.

„Ich bin kein Wittelsbacher oder Leininger", entgegnete er nach längerer Pause, „und die Kunst, Gold zu machen, ist meines Wissens immer noch nicht erfunden."

„Pah", rief der Leininger, „da wissen sich die Franzosen besser zu helfen; da hab' ich Papierstücke gesehen, die Jedermann für Geld nehmen muß. Auch weiß man sich dort leichter Credit zu verschaffen, als hier, und hat man kein baares Geld in den Kassen, so macht man ein Anlehen."

Unter diesem Gespräche war die Jägerschaar im Schloßhofe angelangt. Geschäftige Diener eilten herbei, die Pferde zu halten und wegzuführen, während die Gräfin Louise auf der von zwei mächtigen Linden überschatteten Pforte die ankommenden Gäste begrüßte. Ein reiches Mahl erwartete die hungrigen Waidmänner und der fröhliche Lärm, welcher

aus dem hell erleuchteten Banket=Saale noch spät in das stille Dorf herabtönte, ließ vermuthen, daß der feurige Ebernburger Wein seine Wirkung auf die Zecher nicht verfehlte.

Zweites Capitel.

Bedenkliche Pläne.

Nachdem am folgenden Mittage die fremden Gäste weggeritten waren, ging der Raugraf sinnend in seinem Gemache auf und nieder. Tiefer Unmuth lagerte auf seiner Stirne; daß der Leininger Fürst ihm die Aermlichkeit seiner Residenz vorwerfen konnte, wurmte ihn sehr. Er mochte gar nichts mehr im Schlosse ansehen; es mußte Rath geschafft werden, daß ihm solche Schmach im eigenen Hause nicht mehr widerfahren könne. Schon lange trug er sich mit Bauplänen, jetzt war es festbeschlossene Sache: Grehweiler solle ein Schloß erhalten, so schön, wie irgend eins in der Pfalz, und wenn seine Unterthanen keinen Heller mehr im Sacke behielten. Auch die leichtfertig hingeworfenen Worte des Leiningers von der Art und Weise, wie man sich in Frankreich Geld verschaffe, waren nicht auf steinigen Boden gefallen; sein Leibmedicus mußte herbei, der war der rechte Mann, ihm in solchen Angelegenheiten Auskunft zu ertheilen.

Mit tiefem Bücklinge trat der Gerufene ein. Dr. Paul Spenzer war ein schlanker Mann, Ende der dreißiger Jahre. Ein mit den Spitzen scharf nach oben gedrehter Schnurr-

bart und seine schielenden Augen gaben ihm ein unheimliches Aussehen, während sein geschniegeltes Wesen und der sorgfältige Aufputz den Weltmann und Gecken verriethen.

„Serenissimus befehlen?"

„Spenzer", sagte der Graf, „findet Er nicht, daß ich in einer Baracke wohne?"

Der Doctor schaute den Grafen durchbohrend an; er verstand, auf dessen Angesicht zu lesen.

„Ich gestehe offen, Erlaucht", daß ich schon längst nicht begreifen konnte, wie Serenissimus in einem solch' bescheidenen Hause ihr Leben verbringen mögen!"

Diese Antwort hatte der Graf gewollt. „Ja, es ist eine Schande", murmelte er, „daß ein Rheingraf so wohnt. Doch, was meint Er, Spenzer, woher sollen wir das Geld zu einem neuen Schlosse kriegen?"

„Erlaucht nehmen zu viel Rücksicht auf die Bauern und haben von dem Pack des Teufels Dank. Man muß die Kerle fühlen lassen, wer ihr Herr ist, damit sie das Raisonniren vergessen. Den Leuten geht's zu gut und das macht sie frech und übermüthig. Wer den Bauer kennt, wie Euer Erlaucht unterthänigster Diener, der weiß, daß er nur dann tractabel ist, wenn er tüchtig gehunzt wird!"

„So räth Er mir also, die Abgaben zu erhöhen?"

„Sicherlich, Erlaucht, die Ernten sind nun schon drei Jahre reichlich ausgefallen, man sieht's den Leuten an, wie sie geputzt einhergehen. Können sie an ihren Wamms Silber hängen, so schadet's auch nicht, wenn sie ihrem Gebieter zu einem Schlosse helfen, auf das die ganze Gegend stolz sein darf. Sie werden wohl im Anfange murren — der Bauer jammert immer — allein im Nothfalle kann ihnen der Pfaffe die Sache plausibel machen; er beweist aus seiner Bibel, was Erlaucht befehlen."

„Das läßt sich hören. Doch für das Schloß, das ich zu bauen gedenke, reicht die neue Steuer nicht aus. Wir brauchen noch mehr Geld, besinnt Euch, woher das kommen soll. Der Fürst von Leiningen ließ gestern ein Wort fallen von Geld aus Papier, das in Frankreich gemacht werde, und von der Leichtigkeit, mit der die dortigen Edelleute Geld bekämen. — Er hat studirt, Er muß das Nähere wissen; den Kammerrath kann ich solche Sachen nicht fragen; Er kennt ja den sonderbaren Kauz."

„Mit dem Papiergeld wird's wohl nicht gehen," erwiderte der Leibmedicus nach einigem Besinnen, „die Grafschaft ist zu klein und die Dörfer liegen zu weit zerstreut. Geben Erlaucht dem Gelde auch Zwangscours, so wird's doch im nächsten churpfälzer oder nassauer Neste kein Mensch nehmen. Allein Credit können Erlaucht auch in Deutschland haben. Ich besitze Bekanntschaften unter den Frankfurter Geldleuten, und wenn Erlaucht befehlen, will ich Nachfrage halten, unter welchen Bedingungen die Pfeffersäcke der Grafschaft ein Anlehen bewilligen."

„Thu' Er das, aber halte Er mir über die letzte Sache reinen Mund!"

„Serenissimus unterthänigster Knecht!" Mit tiefer Verbeugung entfernte sich Spenzer.

Drittes Capitel.

Der Pfarrer.

Es war Gesellschaftsabend bei der Gräfin, und da durfte natürlich der erste Schöngeist der Grafschaft, Hofprediger und Superintendent Conrad Reißer, nicht fehlen. Glatt geschniegelt und gebügelt trat das Männchen in den Salon und küßte den anwesenden Damen verbindlichst die Hand. Er mochte ungefähr fünfundvierzig Jahre zä len, war mittlerer Größe, aber von zierlichen Gliedmaßen. Wasserblaue Augen, etwas verschwommen, rundes, glattes Gesicht, klarer Teint und ein süßes Lächeln um den Mund, zierlich gepuderte Haare, tadellose weiße Halsbinde, glänzende silberne Schnallen auf den Schuhen und seidene Strümpfe, so präsentirte sich der oberste Seelenhirte des Ländchens. Der äußeren Erscheinung entsprach das innere Wesen. Er gefiel sich in schönen Redensarten und gedrechselten Phrasen; was er sprach, war Süßholz; was er dichtete, war Syrup. Er hielt sich nämlich für einen Poeten und verfehlte nicht, bei jedem Kindlein, das der Gräfin bescheert wurde, eine Ode vom Stapel zu lassen, wie er auch der Gnädigen Mops schon mehrmals mit Erfolg besungen hatte. Die neuesten Almanache wußte er auswendig und mit süßer Stimme declamirte er auf Verlangen irgend eines der sentimentalen Gedichte jener Zeit. Wenn ich hinzufüge, daß er für die „Allgemeine deutsche Bibliothek", für den Sebaldus Nothanker und Nicolai schwärmte, so genügt das, um ihn für einen faden, abge-

schmackten Menschen zu erklären. Allein für den gräflichen Hof war er unentbehrlich, weil er ländliche Feste zu arrangiren, Schäferspiele zu dichten, Romane vorzulesen und mit den Herrschaften ein Kartenspielchen zu machen verstand. Von seiner theologischen Richtung ist wenig zu sagen. Er gehörte zu den abgeblaßten Schülern Wolf's, welche die Erde für eine große Kleiderfabrik und Suppenanstalt Gottes hielten. Seine Predigten handelten meistens von der Liebe; er ließ dabei die Lerchen schwirren und Philomele flöten, ja sogar die alten Götter und Göttinnen wurden nicht verschont, so daß die Bauersleute mehrentheils nicht wußten, was ihr Pfarrer eigentlich gesagt hatte. Bei all' dem hütete er sich sorgfältig, irgend einen christlichen Glaubensartikel anzugreifen, da der Graf hierin keinen Spaß verstand. Gräfin Louise, eine hochgebildete, feine Dame, überschaute ihren Hofprediger weit, und behandelte ihn mit einem gewissen Humor und einer Schalkhaftigkeit, die es nicht verschmähte, dem dienstfertigen Männlein da und dort eine kleine Falle zu stellen, in die er regelmäßig hereinfiel. Der Graf behandelte ihn wohlwollend derb, denn er wußte, daß die Mollusken-Natur Reißer's bei jedem Angriffe wie eine Messerklinge zusammenfuhr.

Die Abendgesellschaft nahm ihren gewöhnlichen Verlauf. Man sprach dasselbe, was auch jetzt in Frauen-Gesellschaft besprochen und wohl unvergänglicher Gesprächsstoff bleiben wird, von Kleidern und Hüten, von dem Fürsten Leiningen und den anderen Gästen; man erkundigte sich nach den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur, als der Graf mit nachdenklicher Miene in das Zimmer eintrat. Nachdem der Imbiß eingenommen war, winkte Graf Karl dem Superintendenten und Beide zogen sich in eine tiefe Fensternische zurück. Die seidenen Vor-

hänge verbargen sie und Niemand konnte hören, was zwischen ihnen verhandelt wurde.

„Lieber Prediger", begann der Graf, „Er könnte mir einen großen Gefallen erweisen, natürlich, wenn Er den guten Willen dazu hat."

„Könnten Erlaucht daran zweifeln, die ja wissen, daß ich für Hochdieselben und dero Familie durch's Feuer gehe", erwiderte mit dienstfertiger Miene Reißer, der sich geschmeichelt fühlte, daß er um einen Dienst angegangen wurde.

„Es thut sich nicht mehr länger, daß ich in diesem alten Schlosse wohne, das dem Verfalle entgegengeht. Er wird selber einsehen, lieber Prediger, daß es den Anforderungen der jetzigen Kunst durchaus nicht entspricht. Ich wohne fast schlechter als meine Bauern, die ihre Thüren schnitzen und ihre Giebel verschnörkeln lassen."

„Ich begrüße diesen Vorsatz Ew. Erlaucht mit wahrer Begeisterung. Ich sehe schon in Gedanken den hehren Kunstbau sich erheben, ein Meisterstück der Kunst, das auch zur Veredelung des gemeinen Volkes und seines Geschmackes nicht wenig beitragen wird", schwärmte der Superintendent. „Doch was kann ich zu diesem schönen Werke beitragen, Erlaucht?"

„Bedenke Er nur, Reißer, daß ich zum Bauen Geld brauche, und zwar viel Geld, und Er weiß ja auch, daß meine Bauern jetzt schon über die hohen Abgaben murren und knurren."

„O, man darf das den guten Leuten nur auseinandersetzen, so werden sie gerne für ihre vielgeliebte und hochverehrte Herrschaft ein weiteres Opfer bringen", meinte der augendienerische Hofprediger.

„Dazu wäre Er aber gerade der rechte Mann", sagte der Graf. „Er besitzt Ansehen bei der Gemeinde und

Seinen Collegen. Er kann reden wie wenig Andere, und ich denke, es sollte Ihm nicht schwer fallen, an zwei bis drei Sonntagen die Kerle weich zu machen. Er wird dazu viel Bibelsprüche brauchen, Er weiß, das Bauernvolk ist zäh!"

„Das mag wohl sein, aber ich schmeichle mir, die Leute in der Gewalt zu haben, und Erlaucht wissen gar wohl, mit welchem Ernste ich ihnen den Gehorsam gegen die Obrigkeit einpräge. Auch diesmal werde ich nicht versäumen, ihnen die Hölle recht heiß zu machen."

„Ich wußte, daß Er ein diensteifriger Mann ist, und werde Ihn das fühlen lassen, lieber Superintendent. Aber beginne er gleich am nächsten Sonntag, Seine Gemeinde zu bearbeiten, und bleibe Er hübsch auf dem Boden, daß Ihn die Bauern auch verstehen."

Der Prediger verbeugte sich tief und Beide kehrten zur Gesellschaft zurück, wo eben eine Geßner'sche Idylle verlangt wurde, die Reißer mit sentimentalem Pathos und großem Beifall vortrug, worauf ein Kartenspielchen den Abend beschloß.

Viertes Capitel.

Der Schulmeister.

Zwischen den Fenstern des kleinen Schulhauses zu Grehweiler rankte lustig ein Weinstock empor, der am Dache, durch ein Gerüste getragen, etwas nach vorn überhing, so daß er eine kleine Veranda bildete. Etwa drei Schritte weiter nach der Gasse zu stand ein schöner, alter Lindenbaum,

der das ganze Häuschen überschattete. Unter der Weinlaube befand sich eine Bank, die an Sommerabenden fleißig benützt wurde, da es gar gemüthlich auf ihr sich ruhen ließ. Regelmäßig an den Sonntagen stellte sich dort nach dem Nachtessen eine kleine Gesellschaft ein, um die Dorfneuigkeiten einer eingehenden Würdigung zu unterziehen. Da war zuerst der alte Schulmeister Gottlieb Uhl, ein ehrwürdiger und sehr gefürchteter Mann. Er mochte nahezu siebenzig Jahre zählen; allein wenn er des Sonntags im Dreimaster, langem Pattenrock, schwarzen feinen Strümpfen und dem dicken Rohrstock feierlich zur Kirche ging, so hielt er sich kerzengerade und stramm wie ein Jüngling, und nickte herablassend, wenn die Bauern sich vor ihren Häusern respectvoll erhoben und ihre Mützen tief herabzogen. Er war von langer, hagerer Gestalt, hatte schneeweiße, etwas rückwärts gestrichene Haare, graue, scharf blickende, von starken Brauen überschattete Augen und eine große schmale, etwas gebogene Nase, die drohend wie der Schnabel eines Adlers ausschaute. Des Abends bedeckte ein kleines Sammtkäppchen sein Haupt und wenn er da ein Pfeifchen schmauchte, so war er schon gemüthlicher anzusehen, als des Sonntag Morgens; allein auch da blieb noch etwas in seinem Wesen, was alle Vertraulichkeit von Seiten jüngerer Leute entfernte. Mochte der gerade, unbeugsame und ernste Charakter des frommen Mannes oder die Erinnerung an das strenge Regiment, das er in der Schule hielt, daran Schuld sein, oder beides zusammen, er war der einflußreichste Mann im Dorfe, ein Richter und Prophet zugleich, dessen Wort hochgehalten und dessen Rath dankbar benützt wurde. Die Kinder verehrten ihn wie einen Gott, die Bursche und Mädchen hüteten sich, wenn sie Abends auf der Gasse hinzogen, vor dem Schulhause zu singen, und der

vorüberfahrende Bauersmann grüßte, auch wenn der Schulmeister nicht gerade am Fenster oder unter der Thüre zu erblicken war. Er verstand natürlich nichts von der neueren Pädagogik; allein er hatte ein Herz für die Kinder, einen unermüdlichen Eifer und schonte des Steckens nimmermehr, der sausend und unabwendbar, wie das Fatum, auf den Rücken des trägen oder ungezogenen Schülers herabfuhr. Seiner Ansicht nach mußte der Lehrer mehr erziehen, als den Kopf der Kinder mit allerlei zusammengestoppeltem Wissen füllen, und diese seine Praxis bewährte sich wenigstens in Grehweiler vortrefflich, denn die dortigen Bauern galten durchgängig für fleißige, unterrichtete und ehrliche Leute und die Grehweiler Schule war die beste weit und breit in der ganzen Gegend. Wen der alte Uhl seines Umgangs würdigte, der durfte es sich zur hohen Ehre rechnen; er konnte die Schwätzer und Schwindler, die unehrlichen und oberflächlichen Leute einmal nicht ausstehen, und verhehlte denselben seinen Widerwillen durchaus nicht. Wir finden deßhalb auch unter seiner Laube nur eine kleine, gewählte Gesellschaft. Ich nenne hier unter Anderen den Bürgermeister und Kirchencensor Samuel Becker, einen ruhigen, wortkargen Mann, der lange schwieg und sich das Gehörte erwog, aber dann gewiß mit wenigen Worten den Nagel auf den Kopf traf. Ferner den Schmied Heinrich Steinacker, eine kräftige Gestalt mit breitem, ehrlichen Gesichte, der mit seinen rußigen, mächtigen Fäusten am liebsten gleich dreingefahren wäre, wo er Schlechtigkeit und Tücke antraf. Auch zwei Jünglinge verkehrten in diesem Kreise. Der Eine hieß Daniel Fabel und war der Neffe des gestrengen gräflichen Kammerraths Fabel, was in unseren Staaten etwa den Finanzminister bedeutet. Unser Daniel hatte die Rechte in Heidelberg und Straßburg studirt, vermochte es aber

nicht über sich, ein Amt anzutreten; er war zu gut oder zu unpraktisch für diese Welt. Seinem schüchternen Auftreten, seinen feinen Zügen sah man den Schwärmer, die kindlich reine Seele an. Die Mädchen im Dorfe waren dem Jüngling mit den großen, tiefsinnigen Augen recht gut, und wenn er auf seinem Spinettchen des Abends phantasirte, so konnte er auf ein zahlreiches weibliches Auditorium vor seinem Fenster rechnen. Er dagegen sah die Mädchen nicht, er sah überhaupt kaum etwas von den kleinen Dingen um ihn her, er hatte sich für die weltumgestaltenden Ideen Rousseau's begeistert und pflegte dieselben mit großem Eifer gegenüber den Einwürfen des alten Schulmeisters, der ihm gerne zuhörte, zu vertheidigen. Der andere Jüngling, der bei dem Alten sitzen durfte, war ein naher Verwandter Uhl's, einer Wittwe Sohn, mit Namen Karl Schmitt, seines Zeichens ein Schreinergeselle. Er mochte etwa zwanzig Jahre zählen, war ein bildhübscher, kräftiger, gescheidter Bursche mit braunen, dichtgekräuselten Haaren, glänzenden, intelligenten Augen und angehendem Schnurrbärtchen, das ihn mit gerechtem Stolze erfüllte. Der alte Schulmeister konnte ihn wohl leiden, denn er erinnerte sich nicht, je einen solch' begabten, fleißigen Schüler gehabt zu haben, als unsern Karl. Auch später noch las derselbe viel und man durfte ihn mit Fug als Schüler des vorhergenannten Daniel Fabel bezeichnen, an dem er mit Verehrung hing und dessen gute Bibliothek er eifrig benützte.

Es war wieder einmal Sonntag Abend und die gewohnte, eben geschilderte Gesellschaft vollzählig beisammen. Auf der Stirne des alten Schulmeisters lagerte eine dunkle Wolke des Unmuthes, die darauf schließen ließ, daß etwas Unangenehmes vorgegangen sein mußte. Er stieß etwas rascher den Dampf aus der Pfeife, ein Zeichen, daß er

etwas in sich verarbeitete, was er nur schwer klein brachte. Was ihn drückte, sollte nicht lange verborgen bleiben.

„Ist Euch, Herr Nachbar“, redete der ehrliche Schmied den Schulmeister an, „in der heutigen Predigt unseres Pfarrers nichts aufgefallen?“

Er war mit dieser Frage „mitten in die Sache“, wie der Lateiner zu sagen pflegt, hineingeplatzt, denn die Predigt Konrad Reißer's bildete das große Tagesereigniß für die Bewohner Grehweilers.

„Wie so“? lautete die Gegenfrage Uhl's, der zuerst die Ansicht der Anderen über diese Angelegenheit hören wollte.

„Was mag er denn nur damit gemeint haben, daß er uns so lobte als brave und christliche Hausväter, die wüßten, was sie Gott und ihrem irdischen Herrn schuldig seien, und die auch die neuen Opfer, welche in Bälde von ihnen gefordert würden, als brave Unterthanen gewiß freudig auf sich nähmen, zumal Gott ihre Ernte so reichlich gesegnet habe? Das ging ja die ganze Predigt hindurch, und ich vermuthe, daß im Schloß wieder eine Teufelei im Werke ist“, sagte Steinacker.

„Auch mir ist die Sache sehr aufgefallen“, warf Vetter Daniel, wie der Student gewöhnlich genannt wurde, ein, „und mein Oheim konnte aus den Ermahnungen und Andeutungen ebenfalls nicht klug werden.“

„So viel ist klar“, resumirte Bürgermeister Becker, „daß aus dem Pfarrer der Graf geredet hat und daß uns wieder neue Steuern und Lasten bevorstehen. Gott weiß, welche Pläne man drüben im Schlosse neuerdings ausgebrütet hat.“

„Ich weiß, was los ist,“ warf der junge Schreinergeselle ein.

„Heraus damit!“ rief der neugierige Schmied.

Die Zuhörer steckten die Köpfe zusammen und mit gedämpfter Stimme berichtete Schmitt, daß der Graf fest entschlossen sei, ein neues Schloß zu bauen, so schön, wie man weit und breit kein zweites mehr finden solle. Und gleich im nächsten Frühjahre solle damit begonnen werden. Die Bauern müßten doppelte Steuern entrichten und außerdem im Winter Steine brechen und fahren.“

„Wer hat Dir das gesagt?“ fragte strenge der alte Schulmeister.

Stockend und erröthend erwiderte der hübsche Gesell: „Die Katharine“.

Gegen diese Quelle konnte man nichts einwenden; denn besagte Katharine war des Schloßverwalters anmuthig Töchterlein, das eine Art von Kammerzofe bei der Gräfin vorstellte und Mancherlei erfahren konnte, was den Augen und Ohren gewöhnlicher Leute verborgen blieb.

„Na, das gibt eine schöne Bescherung!“ rief der Schmied. „Nichts als Steuern und Frohnden, bis wir alle Bettelleute geworden sind! Als ob wir Bauern nur dazu auf der Welt wären, um uns von den Herrschaften schinden zu lassen? Wie lange kann unser Herrgott zu solchem Unrecht noch schweigen?“

„Gerad' so lange, als ihr selber schweigt“, fuhr der Student los. „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, und es wird nicht anders, bis die Menschheit aufsteht und diese ganze verdorbene Wirthschaft in Stücke schlägt! Wo ist denn geschrieben, daß sich das ganze Volk von ein paar Blutsaugern so maltraitiren lassen muß, wie das jetzt geschieht? Wie lange wollt Ihr Euch den letzten Blutstropfen auspressen lassen, um den Launen dieser Tyrannen zu dienen? Wohnt der Graf nicht gut genug, tausendmal

besser als der arme Bauer? Doch diese gnädigen Herren fordern ein Rachegericht heraus und wehe ihnen, wenn es hereinbricht."

Der junge Mann hatte sich von gerechtem Unwillen hinreißen lassen, die Hand drohend nach dem Schlosse zu erheben, obschon er eigentlich von einem Revolutionär auch gar nichts an sich trug und keiner Fliege etwas zu Leid thun konnte, geschweige einem Menschen.

„Mäßigt Euch, junger Mann!" ließ sich der Schulmeister vernehmen. „Solche gottlose Rede darf ich in meinem Hause nicht dulden. Ich bin meiner Obrigkeit unterthan, wie es Gott befiehlt, und wenn der Graf, mein Herr, meinen Kopf verlangt, so lege ich ihn gehorsam auf den Block. Oder wollt Ihr leugnen, daß der Graf das Recht hat, Steuern in seinem Gebiete zu erheben, wann und so viel er will? Seid Ihr der Mann, um die Welt aus den Angeln zu heben und mit Blut und Ruin die alte Ordnung Gottes umzukehren? Die menschliche Gesellschaft steht auf Gehorsam, und wenn der untergraben wird, dann schlägt das Kind seinen Vater in's Angesicht!" Bei diesen Worten schaute der alte Mann den Studenten ernst und düster an, so daß dieser einen Augenblick seine Haltung verlor.

„Ich wollte Euch nicht kränken, lieber Herr Nachbar", bat der gutmüthige Jüngling; „aber bedenkt doch, wenn diese hohen Herren den Geboten Gottes nicht gehorchen, wie können sie denn von ihren Unterthanen Gehorsam verlangen?"

„Das mögen sie mit Gott ausmachen, der auch sie richten wird; aber wer hat Euch zum Richter bestellt über Euere Obrigkeit? Richtet auch der Schüler den Lehrer, der Lehrling den Meister? Wisset Ihr nicht, daß man auch den wunderlichen Herren gehorsam sein soll? Und wenn

die alte Welt zusammenbrechen muß, so geschieht's auch ohne Euch. Laßt Ihr Euere Hand davon, Ihr, junger Mann, wißt gar nicht, was das für eine schreckliche Zeit sein wird. Davon steht in Eueren gelehrten Büchern nichts geschrieben."

„Aber, lieber Nachbar", sagte der Schmied, dem diese Worte des Schulmeisters viel weniger als die des Studenten gefallen hatten, „Ihr seht doch auch ein, daß wir mit Steuern und Frohnden schwer genug gedrückt sind. Ist denn das Recht, daß man uns das Kreuz entzwei drückt? Darf ich meinem Gaule mehr aufladen, als er tragen kann? Müssen wir denn das Alles so geduldig hinnehmen?"

„Wir dürfen das Alles unserem gnädigen Grafen geziemend vorstellen, und, so Gott will, wird er sich einreden lassen", entgegnete Uhl.

„Aber warum thut denn der Pfarrer seinen Mund nicht auf, um dem Grafen reinen Wein einzuschenken, der so schon unter dem Einfluß eines Teufels steht?" fragte der Geselle Schmitt.

„Schweig', Knabe", fuhr ihn der Schulmeister an, „was geht Dich anderer Leute Thun an? Bekümmere Dich um Deine Schuldigkeit, das ist gescheidter."

„So ging das Gespräch noch eine Weile hin und her; allein es hatte sich der Gesellschaft eine trübe Stimmung bemächtigt. Man ging auseinander in Erwartung der Dinge, die kommen sollten. Der alte Schulmeister mochte den Pfarrer nicht leiden, allein er vertheidigte ihn doch, wo er konnte. So schwer, wie an diesem Abend, war es ihm aber noch nie geworden.

Fünftes Capitel.

Eine Audienz.

Die Bewohner Grehweilers sollten über den Sinn und Werth der Ermahnungen ihres Pfarrherrn nicht lange im Dunkeln bleiben. Eines schönen Tages wurden der Bürgermeister und eine größere Anzahl begüterter Bauern der Grafschaft zu einer Audienz in das Schloß nach Grehweiler befohlen. Von Frankfurter Kaufherren war nämlich die Nachricht gekommen, daß man gewillt sei, dem Grafen hunderttausend Gulden vorzuschießen, wenn sich etliche Gutsbesitzer mit ihrem Vermögen für die Rückzahlung verbürgen würden. Der Graf hatte die Bauern deßhalb zu sich beschieden, um ihnen von seinem Vorhaben Kenntniß zu geben und ihre Bürgschaft für Rückzahlung des Anlehens zu verlangen.

Die Bauern sammelten sich im Sonntagsstaate bei dem Bürgermeister in Grehweiler. Es waren meistens ältere Männer mit knochigen, stark gefurchten, ernsten Gesichtern, in ihren Dreimastern und langschößigen, dunkelblauen Kirchenröcken gar stattlich anzusehen. In der Versammlung herrschte eine düstere Stimmung, denn der gemeine Mann fühlt sich nie behaglich, wenn er zu hohen Herren muß, und zudem hate sich das Gerücht von neuen Zehnten und Frohnden bald unter ihnen verbreitet.

„Ihr Männer“, sagte Bürgermeister Samuel Becker, indem er auf die große Wanduhr schaute, „laßt uns in Gottes Namen gehen und hören, was unser gnädiger Herr von uns begehrt.“

„Es wird nicht viel Gutes sein“, murmelte der Schmied Steinacker, der auch zu den Begüterten zählte.

„Was auch kommen mag“, schloß der Bürgermeister, „wir wollen ehrlich zusammenstehen und allen ungerechten Forderungen mannhaft entgegentreten.“

Ein beifälliges Murmeln unter der Schaar bekundete die Beistimmung zu den Worten Becker's, innerlich war aber doch Jeder froh, daß er gegenüber dem gefürchteten Raugrafen das Wort nicht zu führen brauchte.

Feierlichen Schrittes bewegten sich die Männer durch das Dorf nach dem gräflichen Schlosse. Unter dem Schloßthor zogen sie die Dreimaster ab und als sie die Treppen hinaufstiegen, kam es ihnen selbst vor, als hätten sie Blei in den Füßen. Ein starkes Räuspern, Scharren und Kratzen mit den Füßen bekundete ihre Ankunft vor dem Audienzzimmer, das ihnen ein reich gekleideter Bedienter öffnete. Sie fanden in demselben den Kammerrath Fabel, einen hoch gewachsenen Mann mit eisernen Zügen und finsterem Gesichtsausdruck, und den Leibmedicus Spenzer, der von einer Fensternische aus allerlei Beobachtungen im Schloßhofe anzustellen schien.

In submisser Haltung standen die Bauern dicht gedrängt an der Thüre, als ein kräftiger, rascher Schritt die Ankunft des Grafen verkündete. Derselbe hielt ein Papier in der Hand und begrüßte die Bauern, die sich scharrend tief verneigten, mit einem leichten Kopfnicken. Nachdem er hinter einem grünüberzogenen Tische auf hohem Lederstuhle Platz genommen, begann er mit einem blitzenden Blick auf die Anwesenden folgendermaßen zu reden:

„Ihr wißt es selbst, gute Leute, wie alt und baufällig unser gräfliches Schloß geworden ist. Wir können mit unserer Familie ohne Lebensgefahr darin nicht mehr länger

wohnen, nachdem erst vor Kurzem wieder eine Zimmerdecke nächtlicher Weile herabgefallen. Auch scheint es mir ein großer Schimpf für unser erlauchtes Geschlecht, ja für die ganze Grafschaft, daß unsere Residenz schlechter sein soll, als das Schloß gewöhnlicher Edelleute oder gar des Amtmannes von Alsenz. Wir haben deßhalb beschlossen, unverweilt Anstalten zu einem unserer Würde entsprechenden Neubau zu treffen, und Euch herbeschieden, um Euch unsere Befehle und Wünsche in diesem Betreffe kund zu thun."

Der Graf machte eine kleine Pause und fuhr dann nachdrucksvoll weiter:

„Ihr werdet voraussichtlich einige Winter lang ziemliche Arbeit mit Steinbrechen und Fahren bekommen, allein das ist nicht hoch anzuschlagen, da ihr doch zu dieser Zeit mehrentheils auf der faulen Haut liegt. Auch sind wir genöthigt, Euere Zehnten und Abgaben auf das Doppelte zu erhöhen, aber es kann Euch nicht besonders schwer halten, auch hier etwas mehr, denn früher, zu leisten, sintemal Ihr bereits drei Jahre gute Ernten hattet und Euer Wohlstand beträchtlich gestiegen ist. Wir wollen darüber auch keine weiteren Worte verlieren, denn diese Zumuthungen sind selbstverständlich und billig, allein Ihr wisset wohl, daß ein Schloß, wie wir es zu bauen gedenken, überaus große Geldmittel erfordert, so daß die Grafschaft genöthigt ist, ein Anlehen von hunderttausend Gulden aufzunehmen. Etliche reiche Krämer zu Frankfurt haben uns auch annehmbare Offerte gemacht, unter der Bedingung, daß die besten und vermöglichsten Leute der Grafschaft sich mit ihrem Vermögen für die Rückzahlung verbürgen! das ist eigentlich der Grund, warum wir Euch hierher berufen haben und wir zweifeln nicht, daß Ihr als brave und getreue Unterthanen Euch hierzu gerne verstehet. Ich habe hier auch das Do-

kument bereits aufsetzen lassen und wünsche, daß Ihr unverweilt Euere Namen daruntet setzet! Ihr, Bürgermeister Becker, dürft zuerst schreiben, hier habt Ihr eine Feder!"

Der Bürgermeister beeilte sich aber gar nicht, nach der Feder zu greifen, vielmehr kratzte er sich hinter den Ohren, räusperte sich und hub also an zu reden:

„Allergnädigster Herr Graf! wir alle sind einfältige Bauersleute und wissen, was wir unserer Herrschaft von Gott- und Rechtswegen schuldig sind. Freudig und gerne, wie es Christenleuten geziemt, haben wir bisher alle Kosten getragen, welche uns aufgelegt wurden, und Erlaucht können bezeugen, daß dieselben nicht gering waren. Und nun verlangen Erlaucht von uns gar die doppelten Leistungen? Und wofür? Um ein großes Schloß zu bauen, da doch Sie, gnädigster Herr, und Ihre erlauchten Vorfahren so lange glücklich hier in diesem Hause gewohnt haben? Wir alle bitten Ew. Erlaucht, uns nicht gänzlich zu ruiniren und die Grafschaft an den Bettelstab zu bringen, damit ein einziger Prachtbau aufgeführt werde!"

Dem Grafen schwoll sichtlich die Zornesader; er unterbrach den Redner barsch mit den Worten:

„Ach was, Larifari! Laßt Euer Gewinsel, darum seid Ihr gar nicht gefragt, ob Ihr zahlen wollt oder nicht, weil Ihr m ü ß t. Fabel", so wendete er sich an den Kammerrath, „setze Er den Leuten auseinander, was in dieser Sache Rechtens ist."

Der Kammerrath antwortete langsam, aber fest, indem er sich zu den Bauern wendete:

„Erlaucht haben das Recht, die Höhe der Steuern zu bestimmen, welche in der Grafschaft zu erheben sind, allein zur persönlicher Bürgschaft für ein etwaiges Anlehen kann Hochderselbe Euch nicht zwingen."

Finster sprach der Graf:

„Das ist der Cardinalpunkt! Wie steht's damit? Wollt Ihr Bürgschaft leisten oder nicht? Wollt Ihr einen gnädigen oder einen ungnädigen Herrn? Ihr habt die Wahl!" —

Der Bürgermeister wurde bleich, er fühlte, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei. Wieder trat er einen Schritt vor, legte die Hand auf den Tisch, und begann also:

„Weil Erlaucht eine klare Antwort zu erhalten begehren, so mögen Hochderselbe wissen, daß wir Bauern der Grafschaft thun, was unsere Unterthanenpflicht erheischt. Nachdem aber Erlaucht ohne Gnade und Barmherzigkeit gegen uns hartgedrückte Leute verfahren, können wir nicht unser sauer erspartes Vermögen zum Pfande geben, denn wir haben an Weib und Kind zu denken, daß die nicht betteln gehen."

Der Graf sprang auf, schlug heftig auf den Tisch und schrie zornig:

„Wie war das? Ihr wollt nicht schreiben? Verfluchtes Bauernpack! Von wem habt Ihr Haus und Hof? Aus Gnade und Barmherzigkeit hat man Euch fett werden lassen und wenn man Euch braucht, seid Ihr nicht da! Ich frage zum letzten Male: wollt Ihr schreiben, oder nicht?" —

Im Hintergrunde machte sich eine Bewegung bemerklich, als ob einige Glieder der Deputation den Rückzug anzutreten gedächten; allein der Schmied Steinacker sprach trotzig:

„Nein Herr Graf! wir Alle schreiben nicht, so wahr uns Gott helfe!" Ein dumpfes Gemurmel verkündete die Beistimmung der übrigen Bauern zu dieser Erklärung.

Nun brach der drohende Sturm los. „Hinaus aus meinem Schlosse!" rief der Graf und griff nach dem schweren bleiernen Tintenfasse, das vor ihm stand, „elende Canaille, fort aus meinen Augen, ich will Euch zeigen, daß sich ein

Raugraf nicht trotzen läßt! Ich hätte Lust, Euch zum Thore hinauszupeitschen, doch wartet nur, ich sorge dafür, daß Euch Euer Geld ferner nicht mehr zu Kopfe steigt! Geht, das Schloß wird doch gebaut und zwar aus Euerem Sack!"

Mit thunlichster Eile traten die erschrockenen Bauern den Rückzug an. Viel rascher, als sie gekommen waren, gelangten sie zum Schloßthore; sie hatten in ihren Füßen diesmal ein Gefühl, als ob jeden Augenblick einer der größten Jagdhunde des Grafen ihnen in die Kniekehle fahren könnte. In sehr aufgeregter Stimmung schritt der Graf im Zimmer auf und nieder und verabschiedete den Kammerrath mit den ungnädigen Worten: „Fabel, Er kann gehen, und künftig antworte Er nur auf das, was Er gefragt wird." — Noch lange berieth er mit dem Leibmedicus Spenzer, der ihn endlich mit der Versicherung beruhigte, er werde Mittel und Wege finden, um die nöthigen Unterschriften aufzutreiben. —

Sechstes Capitel.

Am Gartenzaun.

Der Küchengarten hinter dem Schlosse war mit einem kerzengrade beschnittenen lebendigen Zaune eingefaßt. In der Nähe dieses Zaunes arbeitete eines Morgens — etwa vier Wochen nach der vorhin geschilderten Audienz — ein junges Mädchen gar fleißig, so daß sie sich kaum Zeit nahm, hie und da einmal aufzusehen. Sie mochte kaum achtzehn Jahre zählen, war also fast noch ein Backfisch,

so zu sagen, allein keiner von den bleichen, fadenscheinigen Exemplaren unserer Tage, sondern ein kräftiges, gesundes Mädchen, anzusehen wie Milch und Blut. Ein Paar dicke, blonde Zöpfe hingen weit den Rücken herab und wenn sie sich erhob, so konnte man einen schelmischen Mund und zwei kecke, fröhlich blickende blaue Augen gewahren. Die ganze Erscheinung besaß jenen eigenthümlichen Zauber der jugendlichen Unschuld, der in dem Alter so anziehend wirkt, in welchem das Mädchen halb Kind, halb Jungfrau ist.

Diese fleißige Gärtnerin war die bewußte Katharine, des Schloßverwalters hübsches Töchterlein. —

Sie sang ein lustiges Volksliedchen, dessen Text uns noch aufbewahrt ist so daß ich denselben mitzutheilen in der Lage bin. Es lautet:

Ein Vöglein ist entflogen
Aus seinem Käfig eng,
Und durch die Welt gezogen,
Die Breite und die Läng'.

Hell glänzte sein Gefieder,
Hell tönte sein Gesang;
Es ließ sich selten nieder,
Es weilte selten lang.

Es haschten viele Hände
Nach dem bunten scheuen Ding,
Das allen Verfolgern behende
Mit eiligen Flügeln entging.

Da kam ein Knabe gegangen,
Und sang so lustig und los.
Von dem ließ' es sich fangen,
Dem flog es in den Schoos.

Der gab ihm manches Schmätzchen,
Trieb vielen fröhlichen Scherz;
Der Knabe ist mein Schätzchen,
Das Vöglein ist mein Herz. —

Kaum hatte sie geendet, so langte ein kräftiger Mannesarm durch den Zaun und griff nach einem der dicken blonden Zöpfe. „He, wer wird solche leichtfertige Lieder singen? Wo hat das Jüngferchen dieses neue Stückchen gelernt?„ Das hübsche Gesicht des Schreinergesellen Karl Schmitt tauchte bei diesen Worten lachend hinter dem Zaune auf. Das also angeredete Mädchen schreckte empor und wurde blutroth, als sie sich in solcher Weise belauscht und überrascht sah. Bald aber gewann sie ihre Geistesgegenwart wieder. „Was hat Er sich darum zu bekümmern, Musje? Er muß wenig zu thun haben, daß er am frühen Morgen, wie ein Tagedieb, in den Gärten herumschleicht? Mach' Er sich an seine Arbeit, hier hat Er jedenfalls nichts verloren?“

„Oho, das fragt sich noch sehr“, rief Karl, dem der Zorn Katharinens viel eher Vergnügen als Schrecken einzuflößen schien. „Ich bin gut auf den Beinen und möchte mir wohl auch eins von den Vögelein fangen, von denen die Jungfer vorhin so hübsch gesungen hat.“

„So, so, deßwegen ist Er also hierher gekommen? An recht hochfliegenden Gedanken fehlt es Ihm zwar nicht, das weiß ich schon lange, aber in den Gärten des Grafen ist Sein Jagdrevier kaum und die Vögel hier dürften für Ihn doch ein bischen zu hoch fliegen.“

„Da bin ich also in ein fremdes Revier gerathen“, sagte Karl, „am Ende gar in des Leibmedicus Spenzer seines?“

„Schweig' Er mir mit dem Medicus, ich hab's Ihm doch schon hundertmal gesagt, daß ich den Kerl nicht leiden mag", rief Katharine. „Na, 's ist doch jetzt gut, daß Er da ist; wenn Er jetzt ordentlich sein will und nicht mehr so spöttisch reden, dann erzähl' ich ihm eine Geschichte von dem Spenzer, der gewiß wieder eine Teufelei vorhat."

„Wenn der verfluchte Zaun nur nicht gar so breit wäre." —

„Und dann?"

„Dann möchte ich der Jungfer am liebsten gleich um den Hals fallen."

„Laß Er sich das nicht beigehen", rief erschrocken Katharine, aber nachdem sie einen beruhigenden Blick auf den schützenden Wall geworfen hatte, begann sie ihre versprochene Mittheilung.

„Am vergangenen Sonntag Mittag saß ich in der Fliederlaube, na, Er weiß ja, dort droben, wo der Weg nach Gerbach hinführt." —

Karl nickte verständnißvoll, denn er war diesen Weg schon oft gegangen.

„Da hör' ich plötzlich in der Ferne Kinderstimmen, die immer näher auf das Gartenhaus zukamen. Bald vermochte ich auch das wiehernde Lachen des Leibmedicus zu erkennen, und da ich den Menschen einmal nicht ausstehen kann — Karl nickte beistimmend — so verbarg ich mich in das dichte Gebüsch, bis die lärmende Schaar vorbei wäre. Aber sie hatten es gerade auf das Gartenhaus abgesehen, wo sie sich — der Spenzer mit vielleicht fünf bis sechs Schulmädchen niedersetzten. —

Karl schüttelte den Kopf: „So junge Mädel", sagte er, „sind sonst seine Liebhaberei nicht."

Katharina erröthete: „Wenn Er mich so oft unter-

bricht, dann kriegt er gerade Nichts mehr erzählt.“ —

„Ich will's ja gewiß nicht mehr thun, liebe Katharine, erzähle Sie nur weiter“, bat der Bursche, den die Erzählung aus vielen Gründen interessirte und der dem Mädchen am liebsten bis zum Abend zugehört hätte. —

„Der Leibmedicus machte da mit den Kindern allerlei Späsſe und vertheilte ihnen Zuckerzeug und die Kinder kamen gar nicht aus dem Lachen über der Freundlichkeit des vornehmen Herrn. Auf einmal sagte er: „Ich will doch einmal sehen, was Ihr in der Schule gelernt habt. Könnt Ihr auch Eueren Namen schreiben?“

Die Kinder nickten eifrig.

„Könnt Ihr denn auch den Namen Eueres Vaters schreiben?“ —

Die Kinder nickten abermals.

„Aber könnt Ihr auch schon mit Tinte schreiben.“

Wieder folgte ein triumphirendes Nicken. —

Da zog der Medicus ein großes Papier heraus, legte es auf den Gartentisch und sagte:

„So, da schreib' mir einmal jedes den Namen seines Vaters, und wer's am schönsten kann, der bekommt diesen funkelnagelneuen Batzen!“ Dabei ließ er das versprochene Geldstück zwischen den Fingern blinken. —

Die Mädchen malten eifrig ihre Namen auf das Papier, das der Spenzer aufmerksam beschaute und dann sorgfältig einsteckte.

„Ei, ei, wie schön Ihr alle schreibt; da thut mir die Wahl wehe“, rief der Leibmedicus, „aber ich meine immer, das Gustelchen hat seine Sache doch am besten gemacht; dabei kneifte er dem rothbackigen Mädchen in die Wange, das nicht wenig stolz seinen Batzen in Empfang nahm. Nachdem der Doctor noch einige Zeit mit den Kindern ge=

plaudert und ihnen nochmals Zuckerzeug verabreicht hatte, entfernte er sich wieder in der Richtung nach dem Schlosse. Ich habe Alles ganz genau gehört und gesehen, was ich Ihm da erzähle, aber nun sage Er mir auch, was mag das Alles bedeuten? da steckt doch etwas dahinter?"

Karl nickte: „Gewiß, das kommt mir sehr verdächtig vor. Weiß Sie was, Katharine, sage Sie Niemand ein Wort von der ganzen Geschichte; ich will's dem jungen Herrn Fabel erzählen, wenn's Einer herausbringt, so ist's der und er kann ja auch den Spenzer nicht leiden."

„Wie sieht's denn aus, Katharine", fuhr der hübsche Bursche nach einer kleinen Pause fort, „wann wird Sie denn wieder in der bewußten Laube sitzen?

„Ei, wie neugierig?"

Karl sah sie mit bittenden Augen an: „Wird Sie morgen Abend dort sein, wenn ich um acht Uhr vorüber gehe?" —

„Er kann's ja einmal probiren"; bei diesen Worten hatte sich das Mädchen wieder gebückt, um sein Erröthen zu verbergen. —

„Guten Morgen, Katharine", sagte beruhigt Karl und ging, ein munteres Liedchen pfeifend, seiner Wege. —

Siebentes Capitel.

Entlarvt.

Der Raugraf war ein Mann der That und so zögerte er nicht, alle zum Bau des neuen Schlosses nothwendigen Schritte zu thun. Er besah selbst mehrere Residenzen, die durch ihre Großartigkeit und Schönheit berühmt waren, und beauftragte dann den Baumeister des herzoglichen Schlosses Karlsberg, die Pläne sofort zu fertigen. Das Schloß sollte einen Mittelbau und zwei Seitenflügel erhalten und in dem damals gewöhnlich angewendeten Roccocostil erbaut werden. Durch ein vergoldetes, von zwei Wachthäuschen flankirtes Thor, trat man in den geräumigen, mit zwei Springbrunnen gezierten Schloßhof. Eine prächtige Freitreppe führte zu dem Portal, das mit einem großen von korinthischen Säulen getragenen Balkon überdacht war. Auch die oberen Stockwerke hatten allerlei Schmuck und das Giebelfeld zeigte das Wappen der Rheingrafen, von den symbolischen Figuren des Krieges und Friedens umgeben. Die Seitenflügel links und rechts standen dem Mittelbau nicht nach, auch da konnte man Säulen, Balkone und allerlei Verzierungen gewahren. Mit einem Worte, es war ein so großartig angelegtes Gebäude, daß seine Pracht das Herz des Rheingrafen mit Entzücken, die armen Bauern der Grafschaft, die an die Steuern dachten, mit Schrecken erfüllte.

Ein milder Winter kam, der die Grundarbeiten begünstigte. Auf dem großen Platze, der inmitten des Dorfes freigelegt wurde, entwickelte sich reges Leben und Treiben.

Viele Bauern der Grafschaft, die dorfschaftweise zur Frohnarbeit die nöthige Mannschaft stellen mußte, waren beschäftigt, weite tiefe Löcher zu Kellerräumen zu graben. Die Schuljugend, welche diese Arbeiten staunend und neugierig beobachtete, behauptete allerdings steif und fest, die tiefen Gruben seien zu Gefängnissen für Bösewichter bestimmt. In der Umgegend Gaugrehweilers und namentlich im Alsenzthale finden sich vortreffliche Bausteine; mehrere Brüche wurden neu eröffnet, um die nothwendigen rothen und weißen Steine zu liefern. Auch dort mußte Frohndienst verrichtet werden und die Fuhrenbesitzer im Ländchen hatten die gebrochenen Steinblöcke, worunter manche von ungeheuerer Größe, auf den Bauplatz zu schaffen. Die Bauern fanden keine Zeit, ihre Früchte zu dreschen und mancher Seufzer und mancher Fluch wurde dort vernommen, wohin die Ohren des Grafen nicht drangen. Die Debatten vor dem Schulhause waren besonders belebt, und der Schulmeister hatte große Noth, die revolutionären Geister des kleinen Kränzchens zu dämpfen, die behaupteten, eine solche Tyrannei sei selbst in Deutschland, wo man doch allezeit genug kleine Tyrannen gehabt habe, noch niemals dagewesen.

Inzwischen zog sich über dem Haupte des Grafen rasch eine dunkle Wetterwolke zusammen. Der Student Fabel und dessen Trabant, der Schreinergeselle Karl Schmitt, saßen stundenlang beisammen und hatten augenscheinlich sehr geheimnißvolle Dinge zu verhandeln. Der Erstere war von Unwillen gegen des Grafen harte Anforderungen erfüllt; der Letztere von Haß gegen den Leibmedicus, den er für den bösen Dämon des Grafen und zugleich für seinen Nebenbuhler bei der schönen Katharina hielt. Die Geschichte, welche diese mitangesehen und berichtet hatte, beschäftigte die beiden Verschworenen sehr, denn sie ahnten, daß bei dem

Kinderspiele etwas Schlimmes untergelaufen sein müsse. Lange konnten sie jedoch nicht herausbringen, welchen Gebrauch der Leibmedicus von den Unterschriften der Kinder gemacht haben mochte. —

Eines Tages tönte durch die Gassen des Ortes lustig das Posthorn. Die Kinder liefen zusammen bei dem ungewohnten Klang; etliche Postillone des Fürsten Thurn und Taxis in bunten Uniformen begleiteten zwei schwere Wagen nach dem Schlosse. Diese mußten wohl kostbaren Inhalt bergen, denn sie waren von vier bewaffneten gräflichen Reitern behütet. Am Schloßthore sahen die Kinder, wie vier schwere Kisten mit vieler Mühe von den Wagen herabgehoben und in das Schloß geschleppt wurden. Es hieß allgemein im Dorfe, es sei viel Geld für den Grafen aus Frankfurt angekommen und der Leibmedicus that gelegentlich die höhnische Aeußerung: die Grehweiler Bauern müßten doch früher aufstehen, wenn sie des Grafen Plane durchkreuzen wollten. —

Dem Studenten Daniel Fabel begann ein Licht aufzugehen. Eines Abends sagte er zu dem Schreinergesellen Schmitt: „Wir müssen herausbringen, Karl, wie der Graf in Frankfurt das Geld bekommen hat! Er weiß ja, daß die Kaufleute nur gegen persönliche Bürgschaft der Hochbegüterten in der Grafschaft das Geld leihen wollten und daß die Letzteren diese Zumuthung abgewiesen haben; morgen in aller Frühe läuft Er mit einem Briefe nach Alzei, denn ich vermuthe, daß der Spenzer, der so siegesbewußt einhergeht, dem Grafen irgendwie das Geld verschafft hat.“

Am Morgen, ehe der Tag graute, lief Karl nach Alzei und besorgte einen Brief Fabels an einen der Frankfurter Kaufherrn, worin vertraulich angefragt war, unter welchen Bedingungen der Rheingraf das Geld bekommen habe.

Man werde in drei Wochen die Antwort in Alzei abholen, bitte aber, das Schreiben ja zu beantworten, das lediglich im Interesse der Darleiher verabfaßt worden sei.

Die 3 Wochen verstrichen, und pünktlich stand Karl Schmitt am Postschalter in Alzei, um dort richtig einen Brief an Fabel in Empfang zu nehmen. Mit einbrechender Nacht war er wieder zu Hause und mit pochendem Herzen wurde das Schreiben von den Verschworenen eröffnet. Daniel überflog die Zeilen, und wurde roth und bleich. „Der Schuft, der Betrüger!" rief er, und schlug vor Unwillen mit der Faust auf den Tisch. Mit gedämpfter Stimme las er vor, daß die Kaufleute dem Grafen das Geld geliehen hätten, nachdem ein amtliches von der gräflichen Kanzlei abgefaßtes Aktenstück mit den beglaubigten Unterschriften der reichsten Leute versehen, in Frankfurt eingetroffen sei. „Weiß Er nun, Karl, warum der Leibmedicus im Parke von den Kindern die Namen ihrer Väter schreiben ließ?"

Dem Schreinergesellen war es, als ob ein Blitz vor seinen Augen niedergefahren sei. So wären also die Unterschriften gefälscht?"

„Ja, Karl, der Spenzer ist ein Fälscher und dem peinlichen Halsgericht verfallen." —

Achtes Capitel.

Das Reichskammergericht.

Der lange Winter war endlich herumgegangen und die lauen Frühlingslüfte wehten über Berg und Thal. Der Schloßgarten prangte in frischem Grün und die Nachtigallen sangen darin ihre schönsten Weisen, so daß auch das sorgenbeladene Herz neue Hoffnung fassen und das trübe Auge fröhlicher blicken mochte. Einer aber sah weder den Schmuck der Natur, noch hatte er Acht auf den Vogelgesang; das war der Raugraf, der finsteren Antlitzes und raschen Schrittes in Begleitung des Leibmedicus die lange Lindenallee auf- und niederging. Die Frankfurter Kaufleute hatten die Fälschungsgeschichte an die große Glocke gehängt und die Sache machte in ganz Deutschland böses Aufsehen, da es sich um den Sprößling einer alten, hohen Adelsfamilie handelte. Der Graf wurde verklagt und als reichsunmittelbarer Herr vor das Reichskammergericht in Wetzlar verwiesen. An dem geschilderten Frühlingstage hatte er die Vorladung zum ersten Verhör erhalten und läßt sich seine ärgerliche Stimmung demnach wohl begreifen. —

„Da hat Er mich in eine verfluchte Patsche gebracht, Spenzer", sagte der Graf, indem er das Schreiben hastig zerknitterte, „nun sehe Er auch, wie wir wieder herauskommen. Ihm kann nicht viel daran liegen, wenn Er ein paar Jahre bekommt, Er ist bürgerlich, allein der gute Name eines alten Geschlechtes wäre für immer besudelt, wenn man mir in Wetzlar ernstlich an den Kragen ginge."

„Was denken Erlaucht?" fiel der Leibmedicus ein,

hat man je auch schon gehört, daß die biederen Herren in Wetzlar irgend einem Lebenden an den Kragen gegangen seien. Da kennen Erlaucht das Verfahren des hochwohllöblichen Reichskammergerichtes wenig. Erlaucht dürfen sehr, sehr alt werden, und erleben doch das Ende dieses Prozesses nicht, der vielleicht im anderen Jahrhundert um diese Zeit sein Ende nimmt. Wissen denn Erlaucht nicht, daß die Klagesache der Frankfurter Pfeffersäcke jetzt erst „anhängig" gemacht wird"

„Was bedeutet das?" fragte der Graf, welcher sich augenscheinlich gerne das Herz erleichtern ließ. —

„Wenn so ein Prozeß", demonstrirte Spenzer, „hinaufgelangt nach Wetzlar, dann kommt er nicht sofort an die Reihe, sintemalen noch viele, viele andere vor ihm zu erledigen sind und die Herren Richter sich zu ihrer Erwägung Zeit nehmen. Da macht man um das Aktenbündel einen neuen guten Strick, und hängt dasselbe auf die hohen, geräumigen Speicher des Reichskammergerichtes, damit es nicht Schaden durch Feuchtigkeit oder Ungeziefer erleide. Dort hängen nun viele Hunderte solcher Bündel und warten geduldig auf ihre Erlösung, welche dann erfolgt, wenn der Strick durchgefault ist, das Bündel niederfällt, und mit Donnergepolter anzeigt, daß es nun zur Erwägung und Erledigung reif geworden sei. Wenn also die Untersuchung gegen Erlaucht geschlossen ist, dann wissen Hochdieselben, was mit den Akten geschieht."

Ein unangenehmes, wieherndes Gelächter folgte dieser witzelnden Auseinandersetzung, die auf den Grafen sichtlich einen beruhigenden Eindruck hervorbrachte.

„Na, da muß man Sorge tragen", rief er, „daß für unseren Akt auch ein gehörig dicker Strick genommen wird. Schande genug, daß man sich von diesem Pack vor Gericht

muß herumschleppen lassen; in der alten guten Zeit, da der Adel noch etwas galt, hätte man die Klageschrift dieser verdammten Juden in den Papierkorb geworfen, wo sie hingehört. Will doch sehen, wie weit das mit den Freiheiten noch geht! Bis sie uns Rock und Hemd genommen haben.“

„Das mit dem Stricke will ich besorgen“, lachte der Leibmedicus, „hab' dort in Wetzlar einen Bekannten von Göttingen her, der sich als Referendar am hohen Gerichtshofe beschäftigungslos in der Stadt umhertreibt, und dem selber etwas daran liegt, wenn die Akten nicht allzu rasch über seinem Kopfe herunterfallen.„

Der Graf blickte freundlicher, blieb einen Augenblick stehen und fragte dann seinen Begleiter:

„Spenzer, kann Er sich denken, wer den Frankfurtern in dieser Geschichte auf die Spur geholfen hat?“

„Darüber, Erlaucht, bin ich mir schon längst ganz klar, und wundere ich mich sehr, wie Hochdieselben bei Ihrer großen Scharfsicht diese Burschen so lange ungestört ihr Wesen treiben ließen. Bei dem verdammten, alten Schulmeister, dem Heimtücker, werden alle diese Dinge ausgekocht und die beiden nasenweisen Burschen, der verdorbene Student Fabel und sein Famulus, der Schreinergeselle Schmitt müssen die Steine werfen, welche die Alten gelesen haben. Ich besinne mich schon einige Zeit, wie man das ganze Nest der Rebellen auf einmal ausheben könnte. Namentlich dieser Schmitt scheint mir ein frecher, durchtriebener Kamerad zu sein.“

Der Medicus war, nebenbei gesagt, ein Wüstling, und hatte schon manches unerfahrene Bauernmädchen in Schimpf und Schande gebracht. Ja, es wurden insgeheim noch ärgere Dinge von ihm erzählt, allein Niemand wagte, gegen ihn offen herauszutreten, da der verhaßte Mensch zugleich

als die rechte Hand des Grafen hoch gefürchtet war. Gegenwärtig hatte er seine Augen auf die schöne Katharine geworfen, allein er begegnete da einem ungewohnten Widerstand. Das Mädchen, an Leib und Seele gleich gesund, empfand gegen den unheimlichen Anbeter einen instinktiven Widerwillen, der natürlich durch ihre Zuneigung zu dem braven Schreinergesellen nur vermehrt wurde. Der Medicus erlaubte sich hie und da Freiheiten gegen die Kleine, wie sie etwa der höher Gestellte gegen Leute aus dem Volke sich herausnimmt, allein Katharine bedankte sich für solche Herablassung und einmal konnte man auf der brennenden Wange des Wüstlings fünf wohlgezählte Finger bemerken, deren Spuren augenscheinlich von einer kräftigen Mädchenhand eingedrückt waren.

Dem in solcher Weise abgewiesenen Werber entging das Verhältniß der Hausmeisterstochter zu Karl Schmitt nicht. In der Kirche, wo auch er sich nur einfand, um die Dorfschönheiten zu mustern, hatte er schon oft bemerkt, wie die Augen der Beiden sich öfter, als es gerade nöthig war, begegneten, ja wie der Geselle sich manchmal in dem Anblick des hübschen Gegenüber so versenkte, daß er augenscheinlich von der Predigt des Herrn Pfarrers nur sehr wenig Nutzen empfangen konnte. Das ärgerte ihn natürlich rasend, daß er, der gewandte verführerische Weltmann einem schlichten Handwerksburschen gegenüber zurückstehen sollte, und deßhalb beschloß er, den Liebhaber Katharinens um jeden Preis bei Seite zu schaffen. Darum hatte er auch gerade diesen dem Grafen so eindringlich empfohlen.

„Ueberwache Er mir die Kerle", sagte der Graf, „gelegentlich werde ich das Gewürm zertreten." —

Neuntes Capitel.

Der Fluch.

Es kamen für die armen Bewohner der Grafschaft heiße Tage, heiß wegen der Sommerhitze, heißer noch wegen des harten Druckes, der auf ihnen lastete. Der Rheingraf schien von einem wahren Haß gegen seine Unterthanen erfüllt und mit Wollust benützte er seine Gewalt, um diejenig n auf's Unbarmherzigste zu schinden, welche ihm die Bürgschaft verweigert und die Fälschung an das Tageslicht gezogen hatten. Nicht wurde einer gehalten wie der Andere, sondern es war zweifellos darauf abgesehen, einzelne Familien und gewisse Persönlichkeiten allmählich an den Bettelstab zu bringen. Eine Forderung überbot da die andere; heute mußten die Pferde Steine fahren, morgen die Männer am Bau helfen, und übermorgen kam gewiß der Executor, um die hohen Steuern schonungslos einzutreiben. Ein finsterer trüber Geist herrschte im Dorfe, dem der Graf dadurch zu begegnen suchte, daß er seine kleine Schaarwache durch eine Anzahl gedienter Soldaten vermehrte, verwegene, freche Kerle, die den Teufel nicht zu fürchten schienen.

Auch die schöne Ernte, die wiederum auf den Feldern stand, machte den Bauern wenig Freude. Sie dachten bei sich: Es wächst ja doch nur für den Grafen, der neuen Anlaß haben wird, uns den letzten Heller aus der Tasche zu nehmen. Da nahte an einem schwülen Julitage ein schweres Wetter vom Rheine her, und die Leute am Donnersberg haben alle Ursache, sich vor ihnen zu fürchten, weil

dieselben häufig an dem Berge halten, und ihre volle Wuth an den umliegenden Feldern auslassen. Bleifarben war die Luft, angstvoll schauten die Bauern nach der finsteren Wetterwolke, die langsam heranzog. Die Kühe brüllten in den Ställen und mit bleichem Antlitz schlich so manche Hausfrau auf den Speicher, um zu lauschen, ob nicht fernes Rollen und Grollen den verheerenden Hagel verkünde. Da und dort aber faltete ein altes Mütterlein im hohen Lehnstuhl die Hände, um die Abwendung der drohenden Gefahr von Gott zu erflehen. —

Ein leises Rauschen bewegte den Gipfel der Bäume, heftiger und hastiger wiederholten sich die Windstöße, das Dorf war in eine große Staubwolke gehüllt, unaufhörliche Blitze beleuchteten die dunkeln Stuben, und die erschreckten Gesichter ihrer Bewohner. Schwere Tropfen fielen langsam herab; ihnen folgte ein Regenguß und nun ertönte jenes schreckliche knatternde Geräusch, das den Landleuten die Vernichtung ihrer Jahresarbeit anzeigt. Ein Hagelkorn nach dem anderen schlug an das Fenster, jammernd erhob der Hausvater die Hände, es rasselte und prasselte, bis der Hof zollhoch mit Eisstücken bedeckt und die Zerstörungsarbeit vollbracht war. Langsam hellte sich der Himmel auf, eilig stürzten die Leute auf die Felder, um sich zu überzeugen, was wohl dem Untergang entronnen sei. Eitele Hoffnung! Die Heimkehrenden theilten den Zurückgebliebenen mit, die Früchte seien zerstampft, die Kartoffelfelder hinweggeflößt, Aeste herabgeschlagen, man finde todte Vögel auf den Wegen, kurzum die Gemarkung gewähre einen bejammernswerthen Anblick.

Den Grafen schien das Unglück, welches seine Unterthanen getroffen, gar nicht zu berühren. Mit wahnsinniger Hast wurde am Schlosse weiter gebaut, mit unbarmherziger

Strenge jede rückständige Steuer eingetrieben. Da kamen Tage der Rache für den bösartigen Leibmedicus, da ereigneten sich Scenen, welche einen Stein hätten rühren können.

Auch die arme Wittwe Schmitt war den Termin schuldig geblieben, was im Schlosse mit großem Vergnügen bemerkt wurde. Sofort ordnete der Graf an, daß man die Pfändung bei der Schuldnerin vollziehen solle. Der Leibmedicus konnte sich den Genuß nicht versagen, der Execution beizuwohnen.

„Ich will mich in der Nähe halten“, sagte er zum Grafen, „der Schreinergeselle Schmitt ist ein kräftiger und verwegener Bursche, und wenn's Noth thut, werde ich dem Steuererheber beispringen.“ Insgeheim hatte er aber den gräflichen Schergen schon bedeutet, man möge bei der Pfändung ja recht brutal verfahren, weil er den jungen Mann dadurch zum Widerstand zu reizen hoffte.

Die Wittwe Schmitt wohnte in einem kleinen Häuschen, etwa hundertfünfzig Schritte vor dem Dorfe. Sie besaß nichts außer dem braven Sohn, als etliche Aeckerchen, ein kleines Gärtchen und eine Kuh. Eine Lähmung der Hüften hinderte sie an schwerer Arbeit; sie mußte deßhalb einen Stock führen, mit dem sie sich nothdürftig weiterhalf. Sie verstand allerlei Arzneien aus kräftigen Kräutern zu bereiten, und wenn sie auch keine Bezahlung für ihre Hilfe begehrte, so fehlte es doch an allerlei Geschenken für glückliche Kuren nicht.

Nach dem kleinen Häuschen bewegte sich an einem Herbstabend eine Anzahl gräflicher Bediensteter, um die Kuh der Wittwe zu pfänden. Hinter der Schaar sah man den Leibmedicus herschreiten, als ob ihn sein Spaziergang zufällig diese Richtung geführt habe.

„Sie wird wohl die Wittwe Schmitt sein, die ihre

fällige Steuer nicht bezahlt hat", herrschte der Executor die alte Frau an.

Zitternd entgegnete sie: „Ihr wißt doch, lieber Herr, wie unglücklich wir dieses Jahr waren; aber habt nur bis morgen Geduld; mein Sohn soll das Geld beim Vetter Uhl, dem Schulmeister, borgen und unfehlbar morgen Abend bezahlen."

„Ach was", schrie der brutale Beamte, „wir kennen Euere Flausen, da könnte der Graf lange warten, bis er von Euch Bettelleuten sein Geld bekäme: Kann Sie zahlen und zwar sogleich?"

„Um Gotteswillen, seid barmherzig, wartet eine Viertelstunde", bat die Frau, „mein Sohn soll in den Ort laufen, und das Geld sogleich holen."

„Wir haben keine Zeit, zu warten, und brauchen nicht zu warten, vorwärts, ihr Leute, führt die Kuh aus dem Stalle, damit sich unser gnädiger Herr bezahlt macht!"

Als die Frau hörte, daß ihre schöne Kuh, die sie so sorgsam pflegte, die ihr an's Herz gewachsen war, genommen werden sollte, stürzte sie vor dem hartherzigen Menschen auf die Kniee, und streckte jammernd die Hände aus: „Ach Gott, nehmt etwas Anderes, nehmt mir Alles, laßt mir aber meine Kuh!"

„Hinweg, verfluchte Hexe, mit Euerem Gejammer", brüllte der Herzlose, und versetzte der alten Frau mit dem Fuße einen Stoß, daß sie taumelnd zur Erde stürzte. —

Mit flammenden Augen, einem Cherub Gottes gleich, stand Karl Schmitt vor der Thüre, durch den Lärm aus dem Gärtchen herbeigeführt! Er hatte die Mißhandlung seiner Mutter gesehen, wie ein Tiger sprang er auf den brutalen Executor zu und faßte ihn am Kragen.

„Was habt Ihr eine alte Frau zu mißhandeln, ihr

elenden Sclaven, fort aus diesem Hause, und besudelt diese Schwelle nicht."

Er schüttelte den elenden Menschen mehrmals kräftig, hob ihn mit Riesenstärke von der Erde, und warf ihn rücklings die Thüre hinaus in den Hof. —

„Hilfe, Hilfe!" brüllte der Gezüchtigte, „auf ihr Männer, faßt den Rebellen, der sich an einem gräflichen Beamten vergreift!"

Es enstand ein Handgemenge, und muthmaßlich würde der blühende Jüngling, dem der gerechte Ingrimm Riesenstärke verlieh, die Söldner in die Flucht geschlagen haben, wenn ihm nicht in der Person des herbeieilenden Leibmedicus ein gefährlicher Gegner erschienen wäre.

„Was seh' ich, Er frecher Lümmel wagt es, an des Grafen Beamte Hand zu legen? Wart', ich will ihm die Lust zu solchen Dingen für immer vertreiben."

Mit diesen Worten zog Spenzer blitzschnell seinen Degen und stieß ihn dem Jüngling tief in die Brust, daß ein Blutstrom herausquoll und der tödtlich Getroffene lautlos in den Sand rollte." —

Die arme Mutter beugte sich jammernd über ihr Kind. Derweilen hatten die Schergen die Kuh aus dem Stalle gezogen und beeilten sich, die blutbefleckte Stelle zu verlassen.

Da erhob sich das Weib und rief mit weithin gellender Stimme:

„Verflucht seist Du, blutgieriger Graf, das Schwert muß Deine Kinder fressen, in der Fremde sollst Du verachtet sterben; verflucht seist Du, stolzes Schloß, an dem das Blut meines Kindes klebt, keines Menschen Fuß soll Dich betreten, kein Stein von Dir soll auf dem andern bleiben! Wenn es einen Gott da droben

gibt, wird er die Stimme einer elenden Wittwe hören."

Aus der Ferne tönte das wehmüthige Brüllen der fortgeschleppten Kuh und ein höhnisches Gelächter, das der Hölle zu entstammen schien. —

Zehntes Capitel.

Entlassen.

Am Sonntag nach dem Gottesdienste sah man den alten Schulmeister Uhl nach dem gräflichen Schlosse wandeln. Seine sorgenvollen Mienen bekundeten, daß er einen schweren Gang angetreten hatte. —

„Vermelde Er dem gnädigen Herrn Grafen, daß der alte Schulmeister Uhl um eine Audienz gehorsamst bittet", sagte er in ernster Weise zu dem anmeldenden Bedienten. Es dauerte einige Weile, bis er vorgelassen wurde. Der Graf hatte selbst einst als Schüler zu den Füßen Uhls gesessen, er respektirte den charakterfesten ehrenwerthen Mann, ja er fürchtete ihn sogar, weil ihm unter dem Rocke kein gutes Gewissen schlug. —

„Was will Er, Uhl", fragte er in gnädigem Tone den ehrwürdigen Greis, dessen scharfen grauen Augen er verlegen auswich. —

„Erlaucht sehen einen Mann vor sich, der nur noch wenige Jahre zu leben hat. Meine Hände werden müde

und meine Kniee matt, und ich wollte meinen lieben, gnädigen Grafen, der ja weiß, wie ich ihm und dem hochseligen Herrn Vater gedient, unterthänigst bitten, mich von meinem beschwerlichen Schulamte in Gnaden zu entbinden." —

„Warum das, Uhl", sagte der Graf, „Er ist ja immer noch geistig frisch, wie ich höre?" —

„Erlaucht gestatten doch einem alten Manne und ehemaligen Erzieher ein freies Wort?"

„Red' Er nur, was Ihm beliebt!"

„Es sind Tage gekommen, Erlaucht, die mir nicht gefallen, nicht etwa blos wegen meiner Körperschwäche, sondern wegen des gottlosen Geistes, der durch die Menschheit geht. Die Knechte erheben sich wider ihre Herren, und die Unterthanen wider ihre Obrigkeit. Wir gehen traurigen Zeiten entgegen und ich bitte täglich Gott, daß er mich dieselben nicht mehr erleben lasse."

„Das ist wahr", sagte der Graf mit dumpfer Stimme, „der Trotz und der Uebermuth nehmen überhand, ich fühle das jeden Tag mehr. Aber wer ist daran schuld, hat nicht Sein eigener Vetter sich aufgelehnt gegen die Obrigkeit, sagen nicht die Leute, Er selbst nähre die Unzufriedenheit?"

„Wer das sagt, den heiße ich einen Lügner. Ja, auch mein armer Vetter ist von dem neuen Geist leider erfüllt, der die Welt auf den Kopf stellt, der die Untergebenen zu Gebietern und die Fürsten zu Knechten machen will. Aber ich habe diesen Geist nicht in meine Kinder gepflanzt, so wahr mir Gott gnädig sein möge. Fünf und vierzig Jahre diene ich nun schon dem Rheingräflichen Hause, aber immer bin ich ein getreuer Unterthan gewesen und habe die mir anvertraute Jugend zu getreuen Unterthanen erzogen. Was vermag aber die Kraft eines alten Mannes gegen die Schwarmgeister, welche jetzt die Jünglinge ge-

fangen nehmen? Was unterstützt den Trotz der Knechte mehr, als die Fehler der Herren? Glauben Erlaucht, ich allein könne die Sündfluth aufhalten, die jetzt hereinbricht?"

„Das soll Er auch nicht, Uhl, wir werden schon Mittel finden, die Leute zur Vernunft zu bringen. Wenn da und dort einmal so ein Beispiel statuirt wird, wie an Seinem Vetter, das wird die Rebellen zahm machen."

„Erlaucht, ich habe die Auflehnung des Karl Schmitt gegen die gottgesetzte Obrigkeit nicht gebilligt, und werde sie nicht billigen; allein wer hieß den Steuereinnehmer, die alte Frau mißhandeln? Welches Kind kann kalten Blutes zuschauen, wenn man die Mutter mit Füßen tritt? Es geschehen jetzt, gnädiger Herr Graf, Dinge, die zum Himmel schreien und Gottes Gericht herausfordern. Niemals hat man so viel Ungerechtigkeiten und Blutthaten der Herren und Fürsten vernommen, als in unseren Tagen! Wie soll dem gemeinen Mann Gehorsam gegen göttliches und weltliches Gebot gepredigt werden, wenn selbst die Obrigkeit sich darum nicht kümmert? Kann das Volk gut und ehrbar und fromm bleiben, wenn seine Vorbilder allem Heiligen in's Angesicht schlagen?"

„Ich glaube gar, Er erfrecht sich, mir da eine Strafpredigt zu halten. Ich weiß, was ich zu thun habe, und lasse mir von Ihm keine Vorschriften machen. Was hat Er an mir auszusetzen? Bin ich nicht mehr, wie in früheren Tagen? Ist mein seliger Vater nicht auch ein strenger Herr gewesen?"

„Ja, ja", sagte der alte Schulmeister gerührt, „ein strenger Herr ist der selige Herr Graf gewesen, aber gerecht und gottesfürchtig, und die Bauern haben ihn trotz seiner Strenge geliebt, und Erlaucht sind den Fußtapfen des seligen Herrn Vaters nachgewandelt bis — — — — Uhl stockte.

„Nun, bis“, fragte der Graf ungeduldig?

„Bis der Teufel in Menschengestalt, Gott verzeihe mir meine Sünde, bis dieser Spenzer hierher kam, und unseren gnädigen Herrn von seinen Unterthanen abwendig machte!“

„Nun hab' ich's aber satt, Uhl“, schrie der Graf. „Er unverschämter, alter Esel, der Er vergißt, wer vor Ihm steht! Glaubt Er, ich sei unmündig, und wisse nicht, was ich thue? Meint Er, ich lasse mich von dem Leibmedicus am Gängelband führen? Scheer Er sich zum Teufel, sonst laß' ich Ihn hinauswerfen, und komme Er mir nicht mehr vor's Gesicht. Und daß Er nur bald das Schulhaus räumt, ich kann keinen Schulmeister brauchen, den ich füttere und der dafür in Unverschämtheit und Hochmuth den Bauern vorausgeht.“ —

Der alte Schulmeister verbeugte sich demüthig. „Ich kann nicht gehen“, sagte er mit zitternder Stimme, ohne Ew. Erlaucht für das viele Gute, welches Hochdieselbe mir erwiesen, zu danken. Möge Gott Sie und das gräfliche Haus segnen.“

Damit schied Uhl vom Grafenschlosse. Am anderen Morgen schon zog er mit seinen wenigen Habseligkeiten hinaus zur Wittwe Schmitt, wo er bekümmerten Herzens Tag und Nacht am Bette Karls saß, der mit dem Tode rang. —

Eilftes Capitel.

Abgeblitzt.

Der Degen des Leibmedicus hatte die Lunge des Schreinergesellen am oberen Ende durchstoßen, und es schien keine Möglichkeit vorhanden, den schwer Verwundeten zu retten. Lange, lange schwankte das Zünglein der Waage, und schien sich jener Schaale zuzuneigen, worin die Todesloose lagen. Doch eine urkräftige Natur, eine prächtige Brust und eine überaus sorgsame Pflege gaben endlich dem Leben den Sieg, der in hartem Ringen erkämpft werden mußte. Die zärtlich besorgte Mutter und der alte Schulmeister wechselten in der Nachtwache ab, fleißig sprach der Student Fabel bei dem Freunde ein, um ihm Hoffnung einzuflößen und Nachrichten über dessen Befinden in ein gewisses anderes Haus zu bringen, wo ein Mädchenherz in tödtlicher Angst der Entscheidung entgegensah.

Während dieser bangen Zeit kam eines Morgens der Leibmedicus in großem Aufputze und mit einem prächtigen Blumenstrauße, in die Wohnung des gräflichen Hausmeisters und begehrte den Vater Katharinens zu sprechen. Der alte Mann war sehr überrascht von dem vornehmen Besuch und vermochte sich die ihm widerfahrene hohe Ehre gar nicht zu erklären. —

„Ei, ei, Herr Leibmedicus“, rief er, „was verschafft mir Dero seltenen Besuch? Wollen der Herr nicht Platz nehmen?“ und er stäubte mit seinem Stülpkäppchen das alte Sopha ab. —

„Ach laßt das nur, Vater Rupp“, erwiderte Spenzer

in herablassendem Tone, „hört mich einmal aufmerksam an, ich habe Euch etwas sehr Wichtiges mitzutheilen.“

Der Alte, ein gutmüthiger, geschwätziger und gefälliger Mann, strich die Haare nach vorn und versicherte seinem Besucher, daß er bereit sei, Alles entgegenzunehmen, was ihm der Herr Leibmedicus mitzutheilen gedenke, und daß er zu jedem möglichen Dienste seine Hand leihen werde.

„Ihr habt da ein hübsches, sauberes und braves Töchterchen, Papa Rupp“, begann der vornehme Besuch.

„O ja, ja“, lachte der Alte, und griff nach dem Kinn, „meine Katharine sucht ihres Gleichen in Grehweiler und der Umgegend. Ihre Mutter, Gott hab' sie selig, stammte auch aus einer guten Familie, und hat sie zu etwas Besserem erzogen. Doch, was soll's mit dem Mädchen?“

„Wißt, Papa Rupp“, flüsterte der Doktor, indem er ihm die Hand auf die Kniee legte, „ich habe vor, mich zu verehelichen, und da gefällt mir nun Euere Katharine am besten und ich bin heute da, um bei Euch um ihre Hand anzuhalten.“

Der Alte sprang erschrocken auf: „Sie, Herr Leibmedicus, wollen meine Katharine heirathen? Sie scherzen, aber es ist nicht schön, daß Sie mit einem alten Manne solche Späße treiben.“

„Ich scherze nicht“, sagte Spenzer, „es ist mein voller Ernst, Euere Tochter zu heirathen, wenn Ihr sie mir zur Frau geben wollt!“ —

Der Leibmedicus sagte diesmal wirklich die Wahrheit; der Widerstand, den ihm Katharine entgegensetzte, hatte ihn endlich so weit getrieben, sich auf diesem Wege des schönen Mädchens zu bemächtigen. —

„Zu viel Ehre für mich, zu viel Ehre“, stotterte der Alte, „steht von meiner Seite auch gar nichts im Wege,

obschon ich das gute Kind, meinen Augapfel, nur ungern hergebe, aber wenn der Herr Leibmedicus ein wenig warten, will ich das Mädchen selbst herbeirufen. Na, wird aber die erstaunt sein!"

Nach einiger Zeit brachte er Katharine in's Zimmer, die mit sichtlichem Widerwillen seinem Rufe folgte. Sie machte dem Medicus einen regelrechten Knix, sah aber nicht auf, während in ihrem Antlitz eine Röthe aufstieg, die mehr dem Zorne, als der Verlegenheit zu entspringen schien.

Der Freier, in solchen Dingen ein geübter Kenner, legte dies Erröthen zu seinen Gunsten aus und rüstete sich, sofort den entscheidenden Sturm zu wagen. Doch der gesprächige Alte hatte schon begonnen:

„Katharine, mein Kind, denke Dir, der Herr Leibmedicus erweist Dir die Ehre, um Deine Hand zu bitten."

„In der That", bestätigte Spenzer, „bin ich gekommen, schöne Katharine, Ihnen mein Herz und meine Hand zu Füßen zu legen." Bei diesen Worten machte er eine tiefe Verbeugung und reichte ihr den mitgebrachten Blumenstrauß in zierlicher Weise dar.

Das Mädchen stand erstarrt, sprachlos, es traute seinen Ohren und Augen nicht, und griff, ohne zu überlegen, was es that, nach dem dargebotenen Strauß. Endlich kam ihr das volle Bewußtsein von der Bedeutung des Augenblickes und sie schleuderte, als ob sie von einer Natter gebissen sei, die Blumen dem verhaßten Freier zu Füßen.

„Was will der Herr? Seine Hand mir darbieten? Klebt an dieser Hand nicht Blut? Und wenn's auch mit Wasser von der Hand jetzt weggewaschen ist, so können die Flecken am Gewissen doch nicht weggewaschen werden. Ich bin ja nur ein armes, ungebildetes Mädchen, aber ich

möchte keines Mörders Hand annehmen, und wenn ein Fürst sie mir darreichen würde."

„Aber Katharine", mahnte der Alte, „mäßige Dich doch, bedenke die Ehre, überlege Dir die Sache näher, schlage Dir den Schreinergesellen aus dem Kopf, er wird ja ohnedem nicht mehr lange leben."

„Ich habe mich besonnen, ich mag einen Mann nicht, den ich verabscheue, den ich hasse, den ich verachte", rief das erzürnte Mädchen, „und wenn Karl stirbt, so will ich ihm Treue halten bis über's Grab hinaus."

„Wenn Sie wüßten, Katharine, wie sehr ich Sie liebe, wie dies Herz nur für Sie schlägt" — — — — begann der Leibmedicus; allein die erzürnte Katharine ließ ihn nicht ausreden.

„Dasselbe habt Ihr auch schon Anderen gesagt, die einfältig genug waren, dem geputzten Herrn zu trauen. Da, nehmt Euere Blumen, und bringt sie drüben der armen Lisbeth und macht sie wieder ehrlich, dann will ich glauben, daß Ihr ein Mann von Ehre seid. Doch das thut Ihr ja nicht, Ihr seid ja ein Wicht, ein Bösewicht, ein Mörder, darum fort aus meinen Augen!"

Rasch verließ sie das Zimmer, und ließ den verdutzten Leibmedicus stehen, der ungefähr wie ein begossener Pudel aussah. —

„Das Teufelsmädel", entschuldigte der Alte, „hat einen hitzigen Kopf, und seit seine Mutter todt ist, kann ich's in gar keinen Sack mehr bringen. Rechnet mir das nicht zu, Herr Leibmedicus, was meine Tochter Euch gesagt hat."

Spenzer gab keine Antwort, richtete sich aber, nachdem er einige Sekunden sinnend dagestanden, hoch auf, und verließ mit der gewohnten dreisten Haltung die Wohnung des Hausmeisters. —

„Gelt, liebes Väterchen", schmeichelte Katharine, „Du bist mir nicht bös, daß ich dem schlechten Kerl die Meinung ordentlich gesagt habe?"

Der Alte war entwaffnet: „Na, nu", meinte er, „es war schon ein bischen stark, allein ich bin doch auch froh, daß der unheimliche Mensch nicht mein Tochtermann wird."

Zwölftes Capitel.

Verurtheilt.

Wieder war ein langer Winter herumgestrichen und der holde Frühling brachte neues Leben und Streben in die Natur und das Menschenherz. Der Schreinergeselle Schmitt saß bleich und abgemagert in einem Sessel vor dem Häuschen seiner Mutter, freute sich des Sonnenschein's und athmete mit vollen Zügen die milde Luft, die seiner Brust Genesung brachte. Leise Röthe färbte bald wieder die Wangen und die Augen gewannen wieder ihr altes Feuer. Auch an dem Treiben der Welt nahm er wieder Antheil, kurzum, es war Aussicht vorhanden, daß er bei seiner kräftigen Natur in einigen Wochen die Arbeit wieder aufnehmen könne. Er hatte übrigens beschlossen, nicht in Grehweiler zu bleiben, vielmehr dem Zorne des Grafen und der Rachgier des verschmähten Freier's Spenzer aus dem Wege zu gehen. —

Diese trieben ihr Unwesen in gewohnter Weise fort. Vom Reichskammergericht in Wetzlar hörte und sah man nichts und es schien auch diesmal von seinem herkömmlichen Verfahren nicht abzugehen. Ja es wäre sicher der Prozeß nach altgewohnter Weise behandelt worden, wenn nicht ein Höherer seine Hand in den Gang der Geschäfte eingemischt hätte. Der milde und gerechte Joseph II. war damals deutscher Kaiser und bei seiner Durchreise durch die Pfalz nach Paris, wo er seine Schwester besuchte, hatte er sich auch da durch sein leutseliges Wesen alle Herzen gewonnen. An diesen gelangte nun eines Tages eine vortrefflich ausgearbeitete Bitt- und Klageschrift der bedrängten Grehweiler, worin auseinandergesetzt war, was sich der Rheingraf gegen seine Unterthanen habe zu Schulden kommen lassen und wie beim Reichskammergericht Alles stumm und still sei, während der Schloßbau und die Unterdrückung nach wie vor fortdauerten. Am Schlusse wurde dem Kaiser der Wunsch ausgesprochen, daß sein väterliches Herz Mittel finden möge, einem solchen unerträglichen, unwürdigen Zustande ein Ende zu machen. Und der Kaiser fand Mittel.

Empört darüber, daß in Deutschland im Jahrhundert der Aufklärung sich solche Dinge zutragen könnten, befahl er, ein geharnischtes Schreiben nach Wetzlar zu senden, welches dem Gerichte mit der allerhöchsten kaiserlichen Ungnade ernstlich drohte, im Falle es die Klagesache gegen den Rheingrafen von Grehweiler nicht mit thunlichster Eile erledigen würde. —

Da kam Schrecken unter die alten pomadigen Zöpfe in Wetzlar; im Gebäude des Reichskammergerichts herrschte ganz ungewöhnliches Leben und Treiben, man suchte den Aktenbündel, und nahm ihn, nachdem er glücklich aufgefunden, sofort in Bearbeitung.

Im Schlosse zu Grehweiler war man nicht wenig bestürzt über die ungewohnte Schnelligkeit der Wetzlarer Herren. Die Stimmung wurde immer unheimlicher, der Graf finsterer und Karl Schmitt hielt es für gerathen, bei erster Gelegenheit in die Fremde zu gehen und sich in Zweibrücken Arbeit zu suchen. —

Eines Tages sah man den Studenten Fabel eilig aus seines Oheims Hause stürzen und hinauseilen zu dem alten Schulmeister Uhl. Schon von weitem hob er ein Schreiben in die Höhe, um anzudeuten, daß er wichtige Nachrichten bringe.

„Wißt Ihr schon, was sich zugetragen hat?“ fragte er athemlos den alten Uhl, der vor dem Häuschen der Wittwe saß und sein Pfeifchen schmauchte.

„In meinen Tagen, lieber Herr Fabel, ist man nicht mehr so neugierig und wenn sich jetzt etwas Neues zuträgt, so möchte ich es kaum mehr hören, denn es sind ja lauter traurige Botschaften.‘

„Nein, diesmal nicht, alter Mann“, rief Fabel, „denket Euch nur, das Reichskammergericht in Wetzlar hat vor vier Tagen unsern Rheingrafen wegen Fälschung öffentlicher Urkunden zu fünf Jahren Einsperrung auf einer Festung verurtheilt!“

Der Schulmeister traute seinen Ohren nicht. „Was, der Graf verurtheilt? Seht Ihr, junger Mann, daß es noch eine Gerechtigkeit auf Erden gibt, welche auch die Hohen erreicht? Und doch predigt Ihr immer die Selbsthilfe, als ob kein Gott mehr im Himmel und kein Kaiser mehr in Wien wäre? Möge diese Strafe unserem Grafen eine heilsame Warnung sein für die kommenden Tage!“

Noch am selben Abend schwirrten allerlei sonderbare, unglaubliche Gerüchte durch Grehweiler. Die Leute standen

in Gruppen auf den Gassen. „Ist es wahr, der Graf sei abgesetzt?“ „Nein, der Kaiser hat ihn auf eine ferne Insel verbannt.“ „Nein, er muß eine Wallfahrt nach Jerusalem machen“, so gingen die Meinungen auseinander. Wenn man aber der Wahrheit die Ehre geben will, muß man sagen, daß nirgends eine Stimme der Trauer und Betrübniß gehört wurde. —

Der Graf ließ sich nicht mehr sehen; er saß wie zerschlagen in seinem Zimmer und schaute brütend durch die Fenster. Er hatte sofort ein Gnadengesuch an den Kaiser gerichtet und setzte alle Hebel in Bewegung, um in Wien eine Umänderung der Sache zu bewirken. Allein alle Anstrengungen und Hoffnungen waren umsonst; Joseph II. bestätigte das Urtheil sofort und ordnete an, daß der Rheingraf auf die Festung Königstein in Sachsen zu verbringen sei.

An einem schönen Sonntage sahen die Bewohner Grehweilers eine dichte Staubwolke auf dem Wege nach Alzei aufwirbeln. Niemand wußte, was da wohl herbeiziehe, denn hie und dort glänzte es wie Gold und Silber durch die Wolke. Bald sollten sie über die seltsame Erscheinung im Klaren sein; rasselnd trabte eine Abtheilung weißröckiger kaiserlicher Dragoner durch das Dorf und hielt vor dem Schlosse.

„Der Graf wird geholt, der Graf wird geholt!“ schallte es durch das Dorf. Wieder schaarten sich die Leute zusammen und starrten sprachlos nach dem Haufen stolzer Reiter. Der Reisewagen des Grafen wurde herbeigeschoben und nach einer halben Stunde trat er selbst, von dem Leibmedicus und einem Officier geleitet, in den Hof, um die Reise nach dem fernen Königstein anzutreten. Die Gräfin stand weinend am Fenster, die Leute traten scheu in die Häuser und Höfe; dumpf rollte der Wagen durch die leeren

Gassen und den Grehweilern war es, als ob sich ein Gottesgericht zugetragen hätte vor ihren Augen.

Dreizehntes Capitel.

Uhl's Tod und des Grafen Rückkunft.

Drei Jahre zogen vorüber, in welchen sich Grehweiler der tiefsten Ruhe erfreute, während im benachbarten Frankreich mit unheimlichem Grollen ein Vulkan seinen Schlund öffnete, der das ganze alte Europa mit Trümmern bedecken sollte. Die französische Revolution war ausgebrochen und mit Schaudern erzählte man von den Gräuelthaten in Paris und wie der entmenschte Pöbel seinen König und dessen Gemahlin, die schöne deutsche Prinzessin Antoinette, ermordet habe! Man setzte allerlei Hoffnungen auf den Einmarsch des Herzogs von Braunschweig in das französische Gebiet; allein die matte Kriegführung und der trostlose Rückzug der Invasionsarmee beschleunigten nur den Tod des französischen Königspaares und erhöhten die Zuversicht der rasenden Jacobiner. General Custine war mit seinen zerlumpten Schaaren schon einmal über Speier bis Mainz und Frankfurt vorgedrungen, und das Volk, welches sich im Ganzen apathisch verhielt, als man den üppigen Mainzer Kurfürsten verjagte, bemerkte bald, daß die Franzosen nichts liegen ließen, als die Mühlsteine und glühendes Eisen.

In Greyweiler hörte man auch von diesen Dingen, allein man war bisher von dem Besuch der glückbringenden Freiheitshelden verschont geblieben und kümmerte sich dazumal sehr wenig um das, was im anderen Dorfe oder Ländchen vorging, wenn nur das eigene vor Schaden bewahrt blieb. Die Gräfin regierte milde und billig, sie vertraute in allen Stücken dem Rathe des alten Fabel, und der Kammerrath war ein Ehrenmann durch und durch. An dem Schlosse wurde langsam fortgebaut, allein nur auf das Drängen des abwesenden Grafen und um das gefällte Bauholz nicht verfaulen zu lassen. Man schlug das Dach auf, und ließ dann das ganze Gebäude bis zur Zurückkunft des Grafen „im Rauen" stehen. —

Der alte Schulmeister Uhl war ein gebrochener Mann, seit er seinen Dienst nicht mehr versehen konnte und das Schulhaus in eine Bude für die Steinmetzen verwandelt wurde. Die Verwundung seines Vetters, und die Nachrichten aus Frankreich erschütterten ihn derartig, daß er oftmals die Ansicht äußerte, das Ende der Welt und der jüngste Tag seien nahe herbeigekommen. Mit wehmüthigem Lächeln hörte er manchmal auf die schwärmerischen Ergüsse des „Vetter Daniel", der ihm ausmalte, welch glückliche Zeit nun für das alt gewordene Europa anbrechen werde. Zuletzt erwiderte er nur noch mit einem zweifelnden Kopfschütteln und seine Augen wendeten sich oft sinnend und sehnend nach oben, als ob er von einem anderen Lande des Friedens und der Freiheit träume. Seine Sehnsucht sollte denn auch bald erfüllt werden. An einem schönen Herbstabend, da gerade die untergehende Sonne ihre verklärenden Strahlen in das Stübchen der Wittwe warf, verschied der alte Mann friedlich und sanft in den Armen seines eben angekommenen Vetters Schmitt, dem er am

Morgen noch viel Schönes erzählt hatte von der guten alten Zeit. —

Nicht lange darnach kam plötzlich die Nachricht, der Kaiser Joseph habe dem Rheingrafen Karl den Rest seiner Festungsstrafe in Gnaden erlassen und in wenigen Tagen werde der Landesherr wieder in Grehweiler eintreffen. Mit Furcht und Bangen sah man diesem Augenblicke entgegen, denn man hatte der Tyrannei des Grafen noch nicht vergessen und sich unter dem milden Regiment der Gräfin gar zu wohl gefühlt. „Wir wollen sehen", sagte der Bürgermeister Becker, „ob das Gefängniß vielleicht seinen Eigensinn gebrochen, und sein Jähzorn der ruhigen Ueberlegung Platz gemacht hat."

„Ach was", entgegnete der Schmied Steinacker, „in dem Alter verliert Einer seine „Nauben" nicht mehr; ich sehe nur auf Eins: ob er den Spenzer, den schlechten Kerl wieder mitbringt. Wenn Der mit seinem Spitzbubengesicht in dem Wagen sitzt, dann geht der alte Tanz wieder los und Du, Karl" — dabei wendete er sich an den Schreinergesellen — „kannst Dich auf die Socken machen."

„Nur nicht gleich ängstlich", sagte dieser lächelnd, „die hohen Herren werden bald lernen, mit ihren Unterthanen glimpflicher zu verfahren; da drüben in Frankreich wird ihnen garstig aufgespielt. Im Nothfalle bin ich schnell über der Grenze; das Reich des Grafen ist glücklicher Weise nicht allzu groß." —

„Heute kommt der Graf", riefen die Grehweiler, als sie den Superintendenten Conrad Reißer mit seiner Kinderschaar, den Gemeinderath, die Kirchencensoren und gräflichen Beamten in größtem Putze nach dem Wege, welcher nach

St. Alban führte, hinausziehen sahen, wo man eine Ehrenpforte errichtet hatte. Unter der harrenden Schaar herrschte keine besonders glückliche Stimmung; die Beamten, der Kammerrath Fabel an der Spitze, schauten ernst und verschlossen drein, die Bauern verhandelten mit einander über die wichtige Frage, ob der Graf den Spenzer mitbringen und den Schloßbau vollenden werde, der würdige Pfarrherr aber schien mit der Meditation eines Gedichtes beschäftigt, das er zu Ehren des heimkehrenden Landesherrn verabfaßt hatte. —

Endlich verkündete ein ausgeschickter Reiter die Ankunft des Reisewagens und Alle richteten sich stramm und zugleich neugierig auf, den Grafen zu begrüßen. Mit gewohntem süßen Lächeln und sentimentalen Pathos trug Pfarrer Reißer sein Gedicht vor, das in dem schwülstigen Style des vorigen Jahrhunderts die Vorzüge des hohen Herrn in den Himmel erhob. Die Verse wurden seiner Zeit nicht wenig bewundert und deßhalb zum ewigen Angedenken im Pfarrarchiv aufbewahrt. Sie lauten also:

Da längst Dein hoher Ruhm bis an die Sterne steiget,
Und da Dein Purpurglanz sich an den Pol erhebt,
Da Deine Gnade sich in voller Blüthe zeiget
Und Jedermann im Land vor Freude bebt:

So wirst Du, hoher Herr, mir jetzo auch vergönnen,
Daß sich mein schlecht Gedicht zu Deinen Füßen legt;
Von dem ein Jedermann mit Rechte mag bekennen,
Daß es nur Niedrigkeit in seinen Zeilen trägt.

Die Kühnheit treibt mich nicht zu solchem Unterfangen,
Die Feder machet sich mit Hohen nicht gemein,
Das Musenvolk erstaunt, wo Schwert und Krone prangen
Papier verlanget nicht, den Göttern nah zu sein.

Ich zahle nur die Schuld, die Deine Gnade fordert;
Vergönn es, hohes Haupt, da ich ein Dichter bin!
Und da jetzt vor Dein Wohl dies Seufzer-Opfer lodert
So nimm zugleich die schlechten Zeilen hin.

Wie sollte ich denn nicht vor Dir gebückt erscheinen?
Soll meine Wenigkeit so gar vorüber geh'n?
Ich opf're dies Gedicht Dir und den hohen Deinen,
Laß es, Erlauchtester, in Deiner Gnade steh'n.

Und gleich wie Xerxes dort, der doch ein Heide hieße,
Ob er der Perser gleich Monarch und König war,
Den schlechten Wassertrunk sich doch gefallen ließe,
Und bot dem Unterthan davor die Gnade dar —

So laß auch, hoher Herr, Dir diese schlechten Zeilen,
Die meine Wenigkeit bringt, angenehme sein,
Ich werde niemals nicht diejenige Zeit verweilen,
Da ich als Schuldner kann des Dankes Opfer streu'n.

Kann ich aus Armuth gleich Dir davor Gold nicht geben
Soll doch ein heißer Wunsch zu denen Sternen geh'n,
Auf daß Du je davor im Segen mögest leben
Und allezeit Dein Thun im hohen Glücke steh'n.

Der hohe Cederbaum auf Libanon verträget,
(Der uns zum Muster wird der Hohen vorgestellt),
Daß sich ein Epheuzweig um seine Rinde leget,
Da dessen Blatt sich sonst der Erde zugesellt.

So wird Dir hoffentlich, Erlauchtester, gefallen,
Was meine Niedrigkeit aus tiefstem Herzen singt,
Wenn Seufzer und Gebet von mir vor Dir erschallen
Und wenn dergleichen Wunsch die Treue vor Dich bringt:

Der Höchste gieß auf Dich vieltausend hohen Segen,
Er lasse stets Dein Land in vollem Wachsthum sein,
Es muß sich Glück und Ruh um Deine Herrschaft legen
So dringt kein Ungemach in Deine Dörfer ein. —

Der Pfarrer schlug mit affektirter Bescheidenheit die Augen demüthig nieder, als der Graf mit gnädigem Lächeln sagte: „Das hat Er gut gemacht, lieber Reißer, ich sehe, daß Er immer noch der Alte ist, ich werde auch Ihm gegenüber der Alte bleiben.“

Auch die Beamten grüßte der Graf kurz, während die Bauern neugierig in den Wagen schauten, wo der Leibmedicus mit höhnischem Lächeln saß und seinen Schnurrbart drehte. Der Zug bewegte sich langsam weiter, die Kinder sangen ein Lied, die Glocken läuteten, allein die Bauern machten Gesichter, als ob sie einen Leichenzug begleiteten.

„Der Graf ist alt geworden“, sagte der Bürgermeister.

„Und der Spenzer sieht aus, als ob er noch drei Teufel mehr, als früher, im Leibe hätte“, entgegnete der Schmied.

„Ich glaube auch“, lautete die Antwort, „daß noch schlimmere Zeiten kommen, als die vorigen, doch Gottes Wille geschehe.“

Vierzehntes Capitel.

Gefangen!

Vierzehn Tage blieb Alles im Dorfe ruhig und stille, so daß man kaum die Ankunft des Grafen merkte. Hie und da besuchte derselbe den Neubau, allein im Uebrigen ließ er sich wenig blicken, so daß Manche schon hofften, die Gefangenschaft auf Königstein habe eine heilsame Wirkung hervorgebracht. Bald jedoch sollte sich zeigen, daß der Graf durch dieses Verhalten nur seine Pläne geschickt zu verbergen suchte. Eines Nachts hörte man um das Haus des Kammerrathes Fabel dumpfes Gemurmel und Waffengeklirr, dann wurde es stille, bis nach einigen Minuten mit einem Gewehrkolben an die Thüre des Hauses gestoßen und mit tiefer, grober Stimme Einlaß begehrt wurde. Bald zeigte sich die Gestalt des Kammerrathes am Fenster, der fragte: „Wer ist da unten, was will man in so später Nacht?"

„Ich bin der Feldwebel des Grafen und fordere Euch auf, sofort zu öffnen. Das Uebrige werdet Ihr hören."

Das Haus wurde geöffnet und vier Bewaffnete von der gräflichen Leibgarde verlangten in das Zimmer des Studenten Fabel geführt zu werden, dessen Verhaftung auf Befehl Sr. Erlaucht vorzunehmen sei. An eine Flucht war nicht zu denken, da die Soldaten das ganze Haus umstellt hatten; so blieb denn dem „Vetter Daniel" nichts übrig, als dem Feldwebel willig zu folgen, der alle im Zimmer vorhandenen Schriften und Briefschaften in Beschlag nahm. Die Nachbarn, welche verstohlen hinter den Läden hervor-

lugten, bemerkten, wie man den Studenten geschlossen nach dem gräflichen Schlosse wegführte. —

Am anderen Morgen gingen unheimliche Gerüchte durch das Dorf. Auch das Häuschen der Wittwe Schmitt war in ähnlicher Weise umstellt und deren Sohn verhaftet worden. Man sprach auch noch von Anderen, die dem Zorne des Grafen zum Opfer fallen sollten und Niemand fühlte sich sicher in seinem Hause. —

Der Graf saß in seinem Arbeitszimmer und blätterte in den Papieren des Studenten. Da fand er denn Alles, was er suchte. Der unvorsichtige junge Mann hatte keines der gefährlichen Aktenstücke vernichtet. Hier fiel dem Grafen der Frankfurter Brief, dort eine Copie der Klageschrift an den Kaiser und wieder dort ein Schreiben des bekannten Reisenden und Schriftstellers Förster, der in Mainz unter den Freiheitsmännern eine große Rolle spielte, in die Hände. „Der Spenzer hatte Recht", murmelte er, „als er diesen infamen Spitzbuben als meinen größten Feind bezeichnete; aber so wahr ich Karl heiße, will ich den Hochverräther an dem höchsten Baum in der Grafschaft baumeln lassen." —

Dem Grafen war es mit seinem Entschlusse blutiger Ernst; die Gräfin hatte ihn vergebens gebeten, Milde walten zu lassen, Katharine war ihm weinend zu Füßen gefallen, mit finsterer Entschlossenheit wies er die Flehenden von sich.

„Es gilt jetzt einen Kampf um's Dasein", sagte er zu seiner Gemahlin; „mit Nachsicht geht's nicht mehr, so will ich's denn mit Strenge versuchen; diesmal wird ein Beispiel statuirt für lange Zeiten, damit die Bauern wissen, daß ich der Hammer und nicht der Ambos bin."

Auch sonst spürte man in Grehweiler, wie die Zügel sehr straff angezogen wurden. Eine Menge Handwerksleute, Gypser und Verputzer, kamen in's Dorf, und im Schlosse

gingen die Arbeiten mit fieberhafter Eile vorwärts. Die Steuern wurden wieder in der alten Höhe und mit der früheren Rücksichtslosigkeit eingetrieben. Der Unmuth und die Unruhe im Orte stiegen, namentlich da man mit Bangen dem Urtheil über die beiden gefangenen jungen Männer entgegensah. —

Es war eine finstere, traurige Oktobernacht. Der Regen goß in Strömen herab und schlug, von einem kalten Winde gepeitscht, an die Fenster, man konnte keinen Schritt weit sehen, da klopfte es plötzlich an das Fenster des Kerkers, in welchem der Student und Karl Schmitt gefangen lagen. Derselbe befand sich im dritten Stocke des Schlosses nach dem Garten zu, so daß die jungen Leute erschracken, als sie das ungewohnte Geräusch am vergitterten Fenster vernahmen.

„Was war das?“ sagte der Student.

„Am Ende meldet sich Etwas“, flüsterte Karl, dem die Haare gegen Berge standen, „Du wirst sehen, wir müssen sterben.“ Die Jünglinge horchten gespannt, Keiner regte sich. —

„Karl, Karl“, rief draußen eine wohlbekannte Stimme im Tone tiefster Herzensangst, „ich bin's, Deine Katharine, ich habe Euch was Wichtiges zu melden.“

Das Mädchen hatte eine große Leiter, die man zum Obstbrechen gebrauchte, herbeigeschleppt und vermochte auf diese Weise zu dem Gefängnisse ihres Bräutigams — denn das war Karl seit einigen Wochen — zu gelangen. — Karl öffnete das Fenster und sah das todtenbleiche Gesicht des geliebten Mädchens vor sich.

„Katharine, um Gotteswillen, was giebt es, was willst Du hier in dieser schauerlichen Nacht?“

„Ich wollte Euch sagen“, preßte das Mädchen angstvoll hervor, „daß Euer Tod fest beschlossen ist. Morgen

Abend sollt Ihr in einem Wagen von hier nach Ebernburg gebracht werden, und übermorgen hat Euer letztes Stündlein geschlagen."

„Wäre das möglich", rief der Student, „woher wißt Ihr das, Katharine?"

„Die Gräfin hat mir's mitgetheilt, damit ich Euch rette, allein ich weiß nicht, wie ich's machen soll", erwiderte traurig das Mädchen. —

„Ich weiß auch keine Rettung", murmelte trostlos Karl. Es entstand eine lange Pause. —

„Wißt Ihr nicht, ob die Franzosen noch in Lautern sind", fragte der Student, „vor einigen Wochen haben sie dort gelegen?" —

„Gestern kam ein Bauersmann von Münsterappel hier durch, der erzählte, daß sie noch dort seien", lautete die Antwort.

„Dann ist noch Rettung möglich", sagte Fabel. „Aber es muß heute Nacht noch ein Bote dahin eilen, im anderen Falle sind wir verloren."

„Ein Bote nach Lautern? Der ist jetzt nicht mehr zu finden", erwiderte Katharine. „Doch ja, ich will hin laufen, Gott wird mir Kraft geben. Aber was soll ich dort?"

„Ihr meldet Euch beim Befehlshaber und gebt ihm dieses Papier, und sagt ihm, in welcher Lage wir uns befinden, und daß wir von ihm schleunige Hilfe erwarten." Der Student zog aus seinem Busen ein Schriftstück und gab es dem Mädchen. „Ihr dürft aber keine Minute mehr zögern."

„Ich gehe, ich weiß, was auf dem Spiele steht." —

„Gott segne Dich, theures Mädchen", sagte Karl, und streckte durch das Gitter seine Hand, die kräftig gedrückt wurde. —

Die Gestalt verschwand, Alles wurde stille, der Regen schlug, wie zuvor, an die Fenster. —

Fünfzehntes Capitel.

Gerichtet.

Wie sie ging und stand, machte sich Katharine sofort auf den Weg nach Kaiserslautern. Der Regen ließ nicht nach und die lehmigen Pfade waren bodenlos. Ringsum herrschte tiefe Stille, nur bisweilen ächzten die Bäume, wenn ein Windstoß hindurchfuhr. Manchmal kam es dem Mädchen vor, als ob es Fußtrite hinter sich hörte; sie stand still, ihr ängstlich pochendes Herz hatte sie getäuscht. Die Liebe und Angst beflügelten ihre Schritte, sie eilte durch die Mordkammer hinüber nach der Burg Falkenstein, hinab nach dem Falkensteiner Thal, und dem Städtchen Winnweiler. Als sie hierher kam, verkündeten die Hähne den grauenden Tag. Der Wind wehte schärfer und kälter, und zerriß die Regenwolken, so daß der blaue Himmel bisweilen hindurchbrach. Mit dem kommenden Morgen wuchs auch ihre Hoffnung; so oft sie an die beiden Gefangenen dachte — das geschah aber mehr als einmal — verdoppelte sie mit erneuten Kräften ihre Schritte. Da auf einmal, in der Nähe des Dörfchens Wartenberg, erregte ein seltsamer Anblick ihre Aufmerksamkeit. Dort stand an einen Baum gelehnt, eine seltsame Gestalt. Es war ein bärtiger, wettergebräunter und zerlumpter Kerl mit

einer seltsam geformten blutrothen Mütze. Eine weite blaue Jacke, eine rothe Binde um den Leib und schmutzige, weißgraue Gamaschen bildeten eine Art von Uniform. Um die Schulter hing an breitem weißen Bandeliere ein Säbel und sein linker Arm stützte sich auf eine Bayonnetflinte. Er fixirte mit seinen dunkeln Augen scharf das herankommende Mädchen, welches, nicht wenig betroffen über diese fremdartige Erscheinung, zögernd vorwärts trat. —

„Halte —la! Qui vive?“ sagte der Mann, indem er in den Weg trat. —

Dem Mädchen fuhr wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf: „Das ist ein Franzose!“

Das Blut stieg ihr ins Antlitz, sie griff rasch in den Busen und zog das Papier hervor, welches ihr der Student beim Weggange zugesteckt hatte. Der Franzose faltete es auseinander, prüfte das Wappen und schien das Ganze — augenscheinlich konnte er nicht lesen — für einen regelrechten französischen Geleitschein zu halten, denn er sagte:

„Passez, Madame.“

„Ich möchte zum General“, erwiderte das Mädchen.

Der Jacobiner verstand nur das Wort „général“ und rief, indem er vorwärts deutete: „le général à Sembach!“

Das Mädchen eilte weiter, in wenigen Minuten war es in Sembach, das die Franzosen in derselben Nacht von Kaiserslautern aus besetzt hatten. —

In dem Dörfchen herrschte buntes Leben und Treiben. In malerischen Gruppen bivouakirten die französischen Soldaten auf den Straßen; alle Arten von Trachten und Phantasieuniformen konnte man da erblicken, hier wurde geschlachtet, dort Brod vertheilt, und mit der eigenthümlichen Lebhaftigkeit der Südländer perorirten und gestikulirten die Freiheitsmänner hinüber und herüber. Auf einem kleinen

Platze am Brunnen hatte man soeben einen „Freiheitsbaum“ aufgerichtet und mit der phrygischen Mütze geschmückt, des Mittags sollte derselbe unter Theilnahme der Bevölkerung feierlich eingeweiht werden.

Katharine fragte einen Bauer, wo sie den General finden könne. Sie wurde in das Pfarrhaus gewiesen, das auf einem Hügel neben der Kirche lag. Im Hofe standen einige junge Männer in besseren Uniformen, augenscheinlich Offiziere, die zu dem Gefolge des Generals gehörten.

Schüchtern blieb das Mädchen in einiger Entfernung stehen, bis einer aus der Gruppe auf sie zutrat und in bestem Deutsch fragte: „Was wünschen Sie, mein Kind?“

„Ich muß zum General, ich habe ihm etwas sehr Dringendes mitzutheilen.“

„Wollen Sie mir nicht anvertrauen, worin diese dringende Nachricht besteht, damit ich Ihre Angelegenheit dem General melde? Er ist sehr beschäftigt?“

„Saget ihm, zwei seiner Freunde seien in großer Gefahr und er müsse sie retten.“

Der Offizier entfernte sich, kam aber nach kurzer Zeit wieder und führte Katharine zu dem französischen General, einem jungen, bleichen und hagern Manne, mit schmaler gebogener Nase, und langen gescheitelten Haaren. Da er nicht Deutsch verstand, bediente er sich seines Adjutanten als Dolmetschers.

„Was haben Sie mir zu sagen, Mädchen?“

„Ich soll Euch dieses Schreiben übergeben“, mit diesen Worten überreichte Katharine das vom Studenten erhaltene Dokument.

Der General warf einen Blick in das Papier und fragte erstaunt: „Wer hat Ihnen das gegeben, was soll ich damit, was will dieser Mann von mir?“

Katharine schilderte nun mit beredten Worten die Lage der Gefangenen und wie sie bis zum folgenden Tage sterben müßten, wenn man ihnen nicht schleunige Hilfe brächte. —

„Ja, freilich muß ihnen geholfen werden, der Convent stellt diesen Fabel unter seinen besonderen Schutz und befiehlt allen französischen Truppentheilen, ihm Geleit und Beistand zu gewähren. Barbaroux“, fragte er den Adjutanten, „ist Ihre Compagnie marschfertig?“

„Die Leute müssen ein wenig ausruhen, General, bis Mittag können sie aufbrechen.“

„Gut, so marschiren Sie um zwölf Uhr ab, und begleiten Sie dieses Mädchen, und suchen Sie auf alle Weise die Befreiung der beiden Gefangenen zu bewerkstelligen. Und lassen Sie dem Mädchen eine Erquickung reichen.“

Um ein Uhr rasselten die Trommeln und in eiligem Schritte bewegte sich eine Abtheilung Franzosen in der Richtung nach Winnweiler. —

Im Kerker zu Grehweiler herrschte bange Erwartung. Das bleiche Gesicht des Studenten schaute mehr wie einmal sehnsuchtsvoll nach der Richtung, woher die Hilfe kommen mußte. Es wurde vier Uhr, es wurde fünf Uhr, Alles blieb still. Karl lauschte manchmal, ob sich noch kein Geräusch hören lasse, man vernahm nur, daß unten im Schloßhofe der Wagen herbeigezogen und angeschirrt wurde, der die Verurtheilten unter Escorte nach Ebernburg bringen sollte. Nur noch wenige Minuten und Alles war verloren! —

Plötzlich ertönte ein gellender Pfiff und ein Schuß im Schloßgarten. Die beiden Gefangenen stürzten ans Fenster und erblickten unter den Bäumen die Gestalten eines fremden Offiziers und Katharinen's, welche nach dem Kerker deutete!“

Freudestrahlend fielen sich Beide in die Arme und tanzten in ihrer Stube umher. Sie waren gerettet. — Eben öffnete sich klirrend die Kerkerthüre und einige finstere Gestalten wurden sichtbar. Sie standen wie erstarrt, als sie den Freudenausbruch der beiden jungen Leute gewahrten. — Sie hatten sich von ihrem Erstaunen noch nicht erholt, als im Dorfe ein gräulicher Lärm losbrach.

Unter Schießen, Schreien und mit Gesang der Marseillaise drangen die Jacobiner in's Dorf. Die bestürzten Bauern wußten nicht, was sie aus diesen sonderbaren wilden Gestalten machen sollten. Sie glaubten, eine Schaar von Räubern oder Teufeln habe den Ort überfallen. Dem Grafen gelang es kaum, sich mit den Seinen in den Wagen zu retten, der angespannt dastand, um die verurtheilten jungen Männer wegzuführen. Die Franzosen legten Feuer an das neue Schloß und im Nu stand dasselbe in hellen Flammen, welche die Gegend weithin beleuchteten. —

Im Galopp raste der gräfliche Wagen durch's Dorf, die Kugeln der Franzosen pfiffen hinterher. Auch an der Hütte der Wittwe Schmitt mußte derselbe vorüber. Sie stand vor ihrer Thüre und beobachtete erstaunt den gewaltigen Feuerschein, als sie das heraneilende gräfliche Gefährt gewahrte. Sie erkannte den Grafen, der sich aus dem Schlage beugte und ängstlich nach den Verfolgern schaute. —

„Gelt, stolzer Graf“, schrie sie mit gellender Stimme und erhob ihren Krückstock, „gelt, es giebt eine Rache Gottes?“

Der Graf sank todtenbleich zurück, und der Kutscher peitschte die Rosse, daß sie sich wild emporbäumten und mit Blitzesschnelle in der Dunkelheit verschwanden. —

Den Doktor Spenzer hatten die Franzosen an einer Laterne aufgeknüpft. —

Karl und Katharine standen unter den Bäumen im

gräflichen Garten und hielten sich fest umschlungen. Wortlos blickten sie in die hochaufschlagenden Flammen, die das stolze Grafenschloß rasch zerstörten. Die Röthe des Himmels erschien ihnen wie das Morgenroth einer besseren Zukunft. —

Ein nächtlicher Gang.

Pfälzische Dorfgeschichte.

Einer der schönsten Punkte der reichgesegneten Pfalz ist der Dissibodenberg. Auf einer mäßigen, schöngeformten Anhöhe erheben sich die stattlichen Trümmer des alten reichen Klosters und schauen in eine blühende Landschaft. Längs der Fronte des Hügels schlängelt sich die fischreiche Nahe, in welche der kleine Glanfluß von der anderen Seite her mündet. Dem Blicke des Wanderers sind zwei Thäler geöffnet, die an Reiz und Fruchtbarkeit ihres Gleichen suchen. Saftige Wiesen, wallende Kornfelder, reiche Dörfer, versteckt in Wäldern von großen Nuß- und Kastanienbäumen, Weintrauben an den Hügeln, in der Ferne die dunkeln Berge des Hundsrücken: Alles zusammen bietet das Bild eines Paradieses, wie man solche nur am schönen deutschen Rheine findet. Eine Thurmspitze dünkt den Landeskundigen besonders anziehend; dort liegt das Dörflein Sobernheim, wo der Verfasser der Spinnstube, Oertel, so manches Jahr gewohnt und so manche Dorfgeschichte mit Meisterhand geschrieben hat.

In diese gesegnete Gegend versetzt uns unsere Erzählung. Es war um die Erntezeit des Jahres 1849, als an einem Samstagabend eine zahlreiche Gesellschaft von Schnittern

fröhlich plaudernd dem Dorfe Staudernheim zuschritt. Der Landmann konnte wohl fröhlich sein, die Ernte fiel gut aus; wenn der Abendwind über die Kornfelder hinwehte, so glichen sie einem weiten goldschimmernden Meere.

Ein anderer Umstand trug aber noch dazu bei, die muntere Stimmung der heimkehrenden Gesellschaft zu erhöhen, es war Samstag, es winkte den Müden die Ruhe des Sonntags.

An einem solchen Samstag Abend bietet ein Dorf der Pfalz ein ganz besonders friedliches, Glück und Ruhe athmendes Aussehen. Die Straßen sind so rein, die Mienen der heimkehrenden Arbeiter so fröhlich und die Feierabendglocken klingen so feierlich durch die abendliche Stille, wie nie sonst in der Woche. Die Gruppe der bedächtigen Alten sammelt sich auf den Bänken um den „Freiheitsbaum", wo die Ereignisse des Tages, die Ernte, die politischen Ereignisse gründlich besprochen werden, während die erwachsene Jugend durch die Straßen zieht, ihre eigenthümlichen melancholischen Lieder singend, im Herzen aber nichts weniger als melancholisch gestimmt. Die Knaben treiben sich an diesem Abend etwas länger spielend auf den Gassen umher, wobei der duftende Geruch frischer Kuchen, welcher aus manchem Hause strömt, nicht geeignet ist, ihren Jubel zu vermindern.

Unter der Gruppe der heimkehrenden Schnitter fiel ein Bursche ganz besonders auf durch seine rasche witzige Rede. Man durfte ihn nur ansehen, um zu erkennen, daß dies der Held des Dorfes sein mußte. Er war nicht sehr groß, aber stattlich und proportionirt gebaut. Er hatte kurzes gelocktes Haar und blitzende blaue Augen; die scharf geschnittenen Lippen, die starkvorragende Stirne, sowie der kurze gedrungene Hals und kräftige Schritt ließen auf einen

energischen Willen schließen, den er in der That in hervorragendem Maße besaß.

Augenscheinlich neckte man ihn mit einem Mädchen, welches so eben mit einer anderen Gesellschaft zu dem Zuge gestoßen war und durch seine Schönheit in jedem Kreise Aufsehen erregt hätte. Schwarze Haare, die in dicken Zöpfen niederhingen, ein weißer, gleichmäßiger Teint, eine freie Stirne, große dunkle Augen, von feinen schwarzen Augenbraunen überwölbt, eine feingeschnittene griechische Nase und rothe Lippen, sowie ein kräftiger üppiger Wuchs gaben ihr ein ungewöhnlich vornehmes Ansehen, so daß man sie für eine verkappte Gräfin halten mochte.

Verschiedene Scherzworte flogen hin und her, übermüthige Worte, an welche das Herz nicht dachte. Keines wollte von dem andern etwas wissen, während gerade bei solchen Versicherungen der Menschenkenner von dem Gegentheil überzeugt ist. Es kam eine Gelegenheit, daß die beiden jungen Leute allein gingen und ein Wort unter sich reden konnten.

„Ist es wahr Jakob, daß Du morgen mit nach R. *) willst?" fragte das hübsche Mädchen, indem es einen ängstlichen Blick auf den Burschen richtete.

Den Angeredeten mochte dieses Examen unangenehm berühren, es flog ein finsterer Schatten über seine Stirne. Aber er wagte nicht das geliebte Mädchen anzusehen, sondern stieß hastig die Worte hervor: „Warum nicht, was hast Du dagegen?"

„O, ich weiß Alles", sagte sie in gedämpftem eindringlichem Tone, „ich weiß was Du dort suchst, Du willst Dein

*) Da diese Geschichte auf einem wahren Hergang beruht, nennen wir keine Namen.

Herz um Gold verkaufen; meinst Du, ich hätte nicht gehört, was die ganze Gegend redet."

„Ach, laß die Leute reden" entgegnete er kurz und mißmuthig, wie einer, der Unrecht hat, „Du weißt ja, daß ich nicht heirathe und mich um die Mädchen nicht bekümmere, weder um die armen noch um die reichen. Morgen ist Fahnenweihe in N. und da gehe ich mit meinen Kameraden." Bei diesen Worten beschleunigte er seine Schritte, um wieder zur Gesellschaft zu stoßen und eine weitere Fortsetzung dieser unangenehmen Erörterung zu vermeiden.

Vergessen wir nicht, daß unsere Geschichte im Jahre 1849 spielt, einem Jahre, das jedem Pfälzer unvergeßlich bleiben wird. In manchen Gegenden Deutschlands mag dieses Jahr mit großem Ernste und schreckhaftem Antlitze vor Regierungen und Völker getreten sein, in der Pfalz hatte es einen jovialen, humoristischen Anstrich. Das Volk war närrisch vor Freude, daß seine gefürchtete Regierung, seine Gensdarmen und Polizeidiener so erschrocken vor ihm davon liefen, ohne daß irgend ein triftiger Grund dazu vorlag, außer der eigenen Feigheit und Erbärmlichkeit. Es betrug sich wie ein unbändiger Junge, der seinem gestrengen Hauslehrer entkommen ist. Man war nicht bösartig, höchstens muthwillig; wenn man Uniformen anzog und mit klingendem Spiele ausrückte, so dünkte das vielen wie ein fortgesetzter Fasching; es konnte wirklich scheinen, als ob das Schlaraffenland auf einige Zeit in diese arme, geplagte, abgehetzte Welt niedergestiegen sei. Handwerksburschen wandelten nicht mehr fechtend auf den Straßen, manche Werkstatt stand leer und manche Schreibstube hatte ihre Insassen verloren, die sich behaglich auf den Sesseln der gestrengen „Landkommissäre" wiegten und mit sichtlichem Wohlbehagen die „Rektionäre" erschreckten. Man darf aber bei Leibe

nicht glauben, daß diese Leute blutdürstig gewesen seien, im Gegentheil, hinter den Bärten steckten herzgute Kerle, die von der Unbeständigkeit ihrer Rolle selbst am tiefsten überzeugt waren. Um so bedauerlicher ist es, daß eine verkehrte Regierung die ganze Sache blutig ernst auffaßte, als der kurze Rausch verflog und die bunte Schaar gutartiger Vaterlandsvertheidiger vor den anrückenden Truppen, wie der Walpurgisspuck vor dem Sonnenlichte, auseinanderstob. Wir messen die ganze Schuld jener Ereignisse gerade dieser traurigen Regierung bei, welche milde war, wo man streng sein mußte, und streng, wo Milde eintreten sollte.

Doch genug dieser Erörterungen über dunkle, unklare Bestrebungen, welche von herrlichem Erfolg gekrönt wurden, als ein klarer Kopf und mächtiger Wille sich ihrer bemächtigte; kehren wir zu unserer Geschichte zurück. Am Sonntag Morgen ging die Trommel durch das Dörfchen, welches damals noch einem kleinen deutschen Potentaten gehörte, dem Landgrafen von Hessen-Homburg, der sich die Stiefel selbst wichste und mit sieben Mann Soldaten, die er zum Bundesrath stellte, natürlich sein gesammtes Erbreich nicht vertheidigen konnte. Wir wissen nicht, wo die Macht damals concentrirt war, wir wissen nur, daß dies kleine, vielfach versumpfte Stäätchen im gesegneten Jahre 1866 von der Landkarte glücklich verschwand, wo es so vielen kurzsichtigen Schülern schwere Schläge eintrug, die es mit bloßem Auge nicht finden konnten.

Der Sonntag brach an; die Sonne vergoldete die Trümmer des hochragenden Klosters, da ging schon die Trommel durch das Dorf, welche die jungen Leute zum Ausmarsch nach R. zusammenrief, wohin man zur Fahnenweihe geladen war. Eine stattliche Schaar sammelte sich um den Freiheitsbaum, eine alte Linde, welche die Groß-

väter einst in den 90er Jahren gepflanzt und mit einer Jacobinermütze geschmückt hatten. — Ein ausgedienter Soldat, dem die militärische Bildung der Compagnie oblag, bemühte sich, in die bunte Masse eine leibliche Ordnung zu bringen. Eine Schlacht konnte man mit dieser Mannschaft nicht liefern, was übrigens auch von Niemand beabsichtigt war. Schon die Beschaffenheit der Schießgewehre mußte eine begründete Besorgniß für die Person des Trägers einer solchen lebensgefährlichen Waffe erregen; einen über alle Maßen heiteren Anblick gewährten aber jene Männer, welche man in Ermangelung eines Besseren mit einer langen Stange ausgerüstet hatte, die an ihrer Spitze eine grade Sense trug. Wir haben nie gehört, daß in dem ganzen „Feldzug" auch nur das kleinste Unheil mit dieser unbehiflichen Waffe angerichtet worden sei.

Doch das beachtete man an jenem Tage nicht, es ging ja nicht zum Gefecht, sondern zum fröhlichen Feste, und so zog die Schaar mit stolzem Tritte und muthigem Angesichte durch die Straßen des stillen Dorfes.

Der staatlichste Mann der ganzen Compagnie war unstreitig Jacob. Angethan mit der kleidsamen Turnertracht, grauen Beinkleidern und grauer, grün besetzter Jacke, den „Heckerhut" mit der Feder kühn auf den Kopf gedrückt und die Büchse über der Schulter, schritt er elastisch hinaus in den schönen Morgen. Hinter der grünen Hecke am Wege tauchte plötzlich ein Mädchenkopf empor, es war Marie, die aus ihrem Gärtchen mit ernsten Mienen der fröhlichen Schaar nachblickte. Sie fühlte, sie hatte es ihrem Geliebten angesehen, daß der heutige Tag für sie entscheidungsvoll werden sollte. — Sie schaute den Freischaaren nach, so lange noch ein Mann zu erblicken war, sie wußte, daß mit ihnen

ihr ganzes Glück davonzog. Dann beugte sie sich nieder zu den Blumen, welchen sie den kleinen Platz geschenkt hatte, der in ihrem Herzen noch übrig war. Während sie sich so mit ihren Lieblingen beschäftigte, sang sie eines jener langgezogenen, ernsten Volkslieder, wie man sie in diesen Gegenden zu hören pflegt.

Ich hatt' in meinem Garten
So manche Blumen steh'n,
That ihrer treulich warten
Und gerne d'rinnen geh'n.

Da kam mit rauhem Finger
Der Winter angerückt,
Und hat die armen Dinger
In *einer* Nacht zerdrückt.

Noch *eine* Rose stehet
An einem stillen Ort;
Hat sie der Sturm verwehet,
Ist Alles, Alles fort.

Sie hielt einen Augenblick inne und wiederholte dann noch die Worte: „Alles, Alles fort" Zwei dicke Thränen rollten von ihren Augen nieder. —

Die Glocken läuteten zur Kirche. Marie pflegte mit ihrer Mutter, einer Wittwe, im Kirchgang abzuwechseln; die Reihe traf sie heute nicht, aber sie bat ihre Mutter so eindringlich, ob sie nicht statt ihrer den Gottesdienst besuchen dürfe, daß diese sie verwundert und kopfschüttelnd anschaute. Sie hörte wenig von dem, was der Prediger sagte, sie hatte mit ihrem Gott dringend zu reden, wir können uns denken, wie sie wohl dort gekämpft haben mag. — Bei dem

alten Homer findet sich eine Stelle, die mich immer wegen ihrer Einfachheit und Größe erschüttert hat. Hektor war hinausgezogen zum letzten, entscheidenden Kampfe. Sein Weib, Andromache, liegt darnieder auf den Knieen vor dem Bilde der Göttin, betend für das Leben des geliebten Mannes. Sie hat der Gottheit ihr Herz ausgeschüttet, doch der Dichter sagt kurz und feierlich: „Abwinkte Pallas Athene!“ — So siegte auch Marie nicht, es war beschlossen, sie sollte den Geliebten ihres Herzens verlieren. —

In dem Dorfe R. herrschte ein fröhliches, buntes Leben und Treiben. Eine Fahnenweihe war ein großes Ereigniß und führte Tausende von Menschen in den stillen Ort. Auch die Landbewohner lernten damals, was zu einem rechten Feste gehöre; es fehlte nicht an Ehrenpforten, Kränzen, schwarz-roth-goldenen Fahnen und weißgekleideten Ehrenjungfrauen, von welchen eine, besonders beherzt und beredet, sogar ein Gedicht auswendig gelernt hatte. — Auf einer Wiese, hübsch am Waldessaume gelegen, sammelten sich die bunten Schaaren, dort war die Rednerbühne aufgeschlagen. Die Redner bezog man gewöhnlich aus Kreuznach oder Alzei. Sie mußten lange Haare haben, welche sie löwenartig wie eine Mähne schüttelten, wenn auf die „Tyrannen“ und „verthierten Söldlinge“ die Rede kam, was sich in jeder Minute mehrere Male ereignete. Gewöhnlich garnirte eine solche Bühne noch ein polnischer „General“, ein Individuum von zweifelhaftem Ruf, zweifelhafter Fußbekleidung und Herkunft, das sich durch sonderbare Tracht und martialische Miene bei den Bauersleuten in höchste Achtung zu setzen wußte. Diese europäischen Abenteurer pflegen sich überall dort einzufinden, wo etwas faul ist im Staate

Dänemark. Unfähig, ihr eigenes Land zu retten, fühlen sie sich immer noch berufen, anderen „geknechteten" Volksstämmen zu helfen. Ich fürchte sehr, daß die erwähnten Sensen von ihnen herrührten; Einer war auch dabei, der bis zum letzten Augenblick von „4 befestigten Lagern" redete, welche nöthig seien, um die Pfalz gegen den „Kartätschenprinz" erfolgreich zu vertheidigen.

Was im Uebrigen die gesellschaftlichen Gewohnheiten dieser Allerweltsretter betrifft, so gehörten sie allen Nachrichten zufolge zu Denen, von welchen Heine singt:

Speisten in derselben Kneipe,
Und da Keiner wollte leiden,
Daß der And're für ihn zahle,
Zahlte Keiner von den Beiden.

Ja, sie haben wirklich Wäsche,
Jeder hat der Hemden zwei,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei. —

Die Heerschau war abgehalten, den reichlich quellenden Redestrom ließ endlich die brennende Sonne versiegen. Wir können uns die Mühe sparen, einem Pfälzer den Inhalt einer solchen Ansprache zu erzählen, er hat sie ja mit eigenen Ohren gehört und zwar öfter als ihm lieb war, da sich die kühnen Redensarten von den „Tyrannen" und „verthierten Söldlingen" überall wiederholten. Keine Provinz Deutschlands hatte aber damals freiere Institutionen, als gerade die Pfalz. —

Auf der Festwiese entwickelte sich nun ein fröhliches Leben, die Gruppen und Gestalten erinnerten lebhaft an „Wallenstein's Lager". Dem Kapuziner hätten wir jedoch

kaum gerathen, aufzutreten, denn gerade an diesen Leuten pflegten die sonst so unschädlichen Sensenmänner ihre Hauptheldenthaten zu verüben. — Hier spielte die Musik einer Gruppe von Tänzern lustige Weisen, dort drängten sich die Kinderschaaren um ein Carroussel, und dort hatte sich eine Anzahl durstiger Zecher um ein Faß Bier gelagert und lauschte andächtig den Jagdgeschichten eines Mainzer Freischaarenhäuptlings, der als Tischlergeselle die glorreiche Julirevolution in Paris anno 1830 mitgemacht und ein Stück von dem zerschlagenen Thronsessel Karl's X. erbeutet haben wollte. Er verfehlte nicht, sich bei jeder passenden Gelegenheit den mächtigen Bart zu streichen und einen neuen Schoppen hinter die Binde zu gießen. —

Jacob hatte sich mit einem Quartierbillet versehen und es ward Fürsorge getroffen, daß er dem Manne zugetheilt wurde, welchem er heute einen Besuch abstatten wollte. Er schritt durch die Straßen des Dorfes und schaute sich rechts und links um nach den Häusern; aber keines wollte zu der Beschreibung passen, welche ihm sein Unterhändler, ein Jude von O., gemacht hatte. Endlich, am Ende des Ortes, kam ein stattlicher Bauernhof; hier blieb er einen Augenblick stehen, das mußte sein gesuchtes Quartier sein.

Nach der Straße zu lag das stattliche, neue, einstöckige Wohnhaus, mit hellblinkenden Spiegelfenstern, damals ein Zeichen großen Reichthums. Hinter dem Hause dehnte sich ein großer, schöner Hof aus, belebt von allerlei Federvieh; etliche Truthühner stolzirten kollernd hin und her und auf einem Wagen brüstete sich ein Pfau mit seinem glänzenden Gefieder. Links zog sich eine Reihe von Ställen hin und den Abschluß bildete eine lange hohe Scheune, welche trotz ihrer Weite doch manchmal den reichen Erntesegen nicht

fassen konnte. Rechts konnte man durch ein geschmackvolles grünes Eisengitter einen Blick in einen wohlgepflegten Garten werfen; ein hübsches, mit wilden Reben überzogenes Gartenhaus und sorgfältig mit Buchs eingefaßte Pfäde, Dinge, die man damals in den Dörfern selten traf, verriethen eine gewisse Vornehmheit und eine sorgfältige, kundige Pflege. Der Garten ist ja in der ganzen Pfalz der Stolz und die Freude der praktischen Hausfrau und jede setzt eine hohe Ehre darein, das erste Gemüse im Dorf auf den Tisch zu bringen, was allerdings den sämmtlichen Nachbarinnen zu deren Aerger nicht verborgen bleibt. —

Mit einem Worte: Jacob hatte noch selten einen solchen Bauernhof gesehen, wie der, den er jetzt mit wohlgefälligem Kennerblicke musterte. Und in diesem Hause wohnten zwei bejahrte Leute mit einer einzigen Tochter. —

Mancherlei Gedanken durchzogen seine Brust; er war wohl auch vermögender Leute Kind, allein in Stauderheim stand ein solcher Bauernhof nicht und seine zahlreichen Geschwister gedachten das vorhandene elterliche Gut mit ihm zu theilen. Jacob besaß großen Ehrgeiz und Stolz; wie er der erste Bursche des Dorfes war, mußte er auch der erste Mann desselben werden. Während er dort auf der schönen Freitreppe stand, kämpfte er in seinem Inneren einen heftigen Kampf; das Bild Marie's trat lebendig vor seine Augen, er sah noch ihren durchdringenden Blick vom vorigen Abend, das Wort von „Verkaufen" tönte vorwurfsvoll in seinem Herzen wieder, aber die Versuchung war zu stark, energisch unterdrückte er alle Gewissensbisse, stolz hob sich seine Brust, als er halblaut die Worte vor sich hinmurmelte: „Der Hof muß dein werden!" —

Rasch trat er nun über die Schwelle des Hauses; er

wußte ja, welchen Eindruck seine Erscheinung auf die Mädchen hervorzubringen pflegte und zweifelte auch jetzt keinen Augenblick an seinem Erfolge. Der alte Hofbesitzer kam ihm in schlichter Weise entgegen; man sah seinem ganzen Wesen an, daß er noch zu den Bauern vom guten alten Schlage gehörte. Freundlich lud er den jungen stattlichen Mann ein, in's Wohnzimmer zu treten, wo schon mehrere einquartierte Offiziere im lebhaften Gespräche weilten. Die Unterhaltung drehte sich natürlich um die heutige Feier, um die wachsende Bewegung; doch wollte Einer, der von Alzei her kam, allerlei Gerüchte von den herannahenden Preußen vernommen haben, was sofort eine allgemeine Betheuerung der eigenen Unüberwindlichkeit und der Vertheidigung bis auf den „letzten Mann" zur Folge hatte. Jacob betheiligte sich nicht stark an diesem Gespräch; wir wissen, womit seine Gedanken beschäftigt waren. So kam es ihm sehr erwünscht, als der alte Hofbauer ihn einlud, einen Gang durch die Ställe und den Garten zu machen; „die Frauen", fügte er bei, „können sich jetzt nicht sehen lassen, sie sind in der Küche beschäftigt und müssen sich dann anziehen." —

Der Stall ist der Stolz des Bauers; ich kenne Häuser, wo das Pferd luftiger, trockener und bequemer wohnt, als sein Herr. Wie die Frau vor dem fremden Besuch ihren gefüllten Weißzeugschrank auskramt und ihre glänzend weißen, selbstgesponnenen Tafeltücher selbstgefällig ausbreitet, so liebt es der Mann, seine Kühe, Ochsen und Pferde von dem Gaste bewundern zu lassen. — Die Kühe, welche aber auch in dem hochgewölbten Stalle des alten Hofbauers zu N. standen, mußten die Bewunderung eines jeden Kenners erregen. Es waren meistens ausgesuchte Exemplare jener Glanrace, der besten und schönsten, welche man in der Pfalz kennt. Doch zeigte der alte Mann, der jetzt ganz gesprächig

wurde, seinem aufmerksamen Zuhörer auch schon einen Schweizer Bullen, welchen er zur Veredelung der einheimischen Racen frisch bezogen hatte. Jacob mußte sich gestehen, daß man in der ganzen Gegend eine solche stattliche Anzahl glatter, glänzender, wohl gebauter Thiere nicht wieder beisammen finden könne. Seine Bewunderung stieg aber noch, als sie den Pferdestall betraten. Damals geschah in der Pfalz noch wenig zur Veredelung der Pferdezucht, die gewöhnliche Race waren die sogenannten Birkenfelder, ein zwar dauerhafter, aber häßlich gebauter unansehnlicher Gaul. Hier fanden sich neben 4 Birkenfeldern 2 prächtige schwarze Thiere, welche der Bauer von einem Pferdehändler aus Ostpreußen gekauft hatte. Dies Gespänn war das Gerede der ganzen Gegend; er sah sich schon im Geiste auf dem leichten Char-à-banc dahinfliegen, von allen Vorübergehenden bewundert. —

Der Entschluß Jacob's stand fest, heute mußte er siegen; er wollte sich unwiderstehlich zeigen. Als sie zurückkamen, fanden sie die Frauen des Hauses im sonntäglichen Putze. — Es ist das so üblich in der Pfalz — ich muß es leider gestehen —, daß man zuerst das Haus, den Stall, die Dungkaut, den Garten, die Kühe und Pferde besieht und dann seine zukünftige Frau. —

Anna, die reiche, vielumworbene Erbin, war nichts weniger als schön, aber doch auch keine unangenehme Erscheinung. Sanfte blaue Augen, schlicht geflochtene blonde Haare, eine mittelgroße Figur und ein einfaches Kleid ließen auf den ersten Blick erkennen, daß man es mit einem schüchternen, bescheidenen Wesen zu thun habe. Weder ihr Reichthum noch ihre genossene Bildung waren ihr zu Kopf gestiegen. Was letztere betrifft, so wußte man damals noch weniger von den jetzt so beliebten Firbleichen und deßwegen

hatten die besorgten Eltern ihr Kind nach Kreuznach geschickt, damit es dort in einem Gasthaus feinere Lebensart und Kochkunst erlerne. Doch schon nach wenigen Tagen bekam das Mädchen heftiges Heimweh und nach einigen Wochen mußten die Alten ihre Anna wieder heimholen, worauf alle weiteren Versuche in dieser Richtung eingestellt wurden. —

Jacob konnte sehr liebenswürdig sein, wenn er es der Mühe für werth hielt und dies war heute der Fall. Er besaß ein hübsches Erzählertalent und manchmal sehr originelle Einfälle, die allgemeines Lachen erregten. Er konnte Personen die ihm nur einmal vorkamen, köstlich nachahmen und zeigte in vieler Beziehung jenes selbstständige Urtheil, welches kräftigen Naturen eigen ist. Jetzt schilderte er den Empfang unter der Ehrenpforte durch den Bürgermeister, welcher in seiner Anrede jämmerlich stecken geblieben war, und da derselbe zufällig zu den Feinden unseres Hofbauern gehörte, so fand diese gelungene Nachahmung dessen ungetheilten Beifall. Anna sprach wenig; sie gab kaum Antwort auf die gestellten Fragen, aber sie schaute doch, wenn sie sich unbeachtet glaubte, mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen nach dem stattlichen Turner mit seinem offenen Gesicht und kecken Wesen. —

Die Sache nahm einen günstigen Verlauf; Jacob merkte, daß er Terrain gewonnen; man trank Kaffee im Garten und dort wußte er mit Anna über die Blumen, welche sie sorgfältig pflegte, so eingehend zu reden, daß sie ihn ganz überrascht anblickte. Das Volk glaubt, daß Blumenfreunde gute Herzen haben und Anna glaubte es auch; sie wußte nicht, daß der Elende mit Marie so oft in ihrem Gärtchen über dieselben Blumen geredet hatte. —

Gegen Abend besuchte man gemeinschaftlich die Fest=

wiese; die Stimmung war sehr heiter geworden, Jacob führte mehrere Male Anna zum Tanze und diese gewahrte bald, daß kein besserer Tänzer weit und breit zu finden sei. Derselbe flüsterte ihr manches Wort in's Ohr, worüber sie erröthete, und als die Trommel zum Aufbruch schlug, wußte Jacob, daß er auch dieses Mädchenherz sein eigen nennen konnte. Er verabschiedete sich warm von den alten Leuten, die ihn herzlich zum Wiederkommen einluden; Anna sagte nichts, aber ihr Blick verkündete ihm, daß er sehr bald seinen Besuch wiederholen dürfe.

Das Haus, in welchem Marie mit ihrer Mutter wohnte, lag, wie schon bemerkt, am Ende des Dorfes. Es war ein hübsches, freundliches Anwesen, das von einer gewissen Wohlhabenheit zeugte. Der Vater Marie's, Lehrer des Ortes Staudernheim, hatte es an diesen schönen Platz gebaut, aber er sollte sich nicht mehr lange der Aussicht in die reiche Welt erfreuen; er starb bald an jener Krankheit, welche unter dem Lehrerstand so viele Opfer fordert, der Auszehrung. Die Hinterbliebenen verpachteten nun das Feld bis auf wenige Stücke, die sie selbst nöthig hatten, und beschäftigten sich mit Näherei, womit sie sich bei ihrer großen Geschicklichkeit ein schönes Stück Geld verdienten. Die Häuser der Landleute in der Rheingegend bieten zwar fast alle einen malerischen Anblick; Bäume vor der Thüre oder Trauben um die Fenster bekunden einen gewissen Sinn für Schönheit; das neue kleine Haus Marie's war aber so geschmackvoll geziert, daß es das Wohlgefallen jedes Vorübergehenden erregen mußte. Hübsche grüne Läden, weiße Vorhänge, die Marie selbst gehäkelt hatte, und ein frischer lebendiger Zaun gaben dem Ganzen das Aussehen einer kleinen Villa. Vor der Thüre stand die beliebte

Linde, welche so manches Volkslied besingt, die Fenster waren ebenfalls von Trauben umzogen, aber zu allen Jahreszeiten mit solch schönen blühenden Blumen bestellt, wie sie nur unter einer liebevollen, sorgfältigen Pflege gedeihen. Marie sah es nicht ungern, wenn so Mancher bewundernd vor diesen Fenstern stehen blieb, wobei ich nicht sagen will, daß nicht die Meisten den freundlichen Mädchenkopf für die schönste Blume hielten und wohl mehr in diese dunkeln Augen schauten, als auf die Fuchsien und gefüllten Grasblumen. — Dieser Ansicht war auch Jacob entschieden gewesen und bald ging kein Abend mehr vorüber, ohne daß er dort auf der Bank unter der Linde saß, oder wenigstens einige freundliche Worte mit dem fleißigen Mädchen wechselte, das nur um so aufmerksamer auf seine Arbeit schaute. Die übrigen Bursche hüteten sich nun wohl, Jacob auf dem Wege zu der schönen Marie zu begegnen; es wagte Niemand, ihm diese Eroberung streitig zu machen; ein solcher Versuch hätte schwere Prügel, ja selbst zerschlagene Rippen zur Folge gehabt. —

Nun waren schon mehrere Abende vorübergestrichen, ohne daß sich Jacob sehen ließ. Marie hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben; das liebende Herz klammert sich an einen Strohhalm. Vielleicht gefiel ihm die reiche Nebenbuhlerin nicht, vielleicht war sie sehr häßlich, kurzum tausend schwere Gedanken zogen durch ihre Brust. Schlaf kam wenig über ihre Augen und ihre Wangen wurden bleicher; wenn die Stunde nahte, wo er gewöhnlich vorüberging, lauschte sie, ob nicht die bekannten Schritte ertönten; ein tiefer Seufzer gab dem Gedanken Ausdruck: Alles vergeblich, Alles verloren! Marie war ein starkes Mädchen, und Thränen kamen selten über ihre Wangen An einem

dieser Abende aber hatte eine Gesellschaft von Meisenheim einen Ausflug auf die alte Klosterruine gemacht; da tönte unter anderem auch das schöne Lied durch die Abenddämmerung:

Leidvoll und freudvoll;
Gedankenvoll sein,
Langen und bangen
In schwebender Pein!
Himmelhoch jauchzend,
Zu Tod betrübt,
Glücklich allein ist
Die Seele, die liebt.

Da übermannte sie das Gefühl, sie stürzte vom Fenster weg und beweinte ihr verlorenes Glück. —

Es kam wieder der Samstag und Jacob war ausgeblieben; der schöne Bauernhof in R. wollte ihm nicht mehr aus dem Kopfe und sowohl Vater als Mutter sorgten dafür, ihn in seinen Plänen zu bestärken. Sie hatten es nie gerne gesehen, daß ihr Sohn zu dieser Näherin ging und manche annehmbare Partie ihretwegen ausschlug. Sagen wir's offen, Jacob fürchtete sich, seiner Geliebten unter die Augen zu treten, sein Gewissen verkündete ihm, daß er durch seine Handlungsweise nichts anderes als Verachtung verdiente. —

Marie besaß jenen Stolz, welcher dem Mädchenherzen so wohl ansteht, und auch dem Geliebten eine gewisse heilige Scheu einflößt. Sie konnte und wollte sich nicht wegwerfen, aber sie mußte ihn noch einmal sehen, sie mußte ihm sagen, daß der ein erbärmlicher Wicht ist, welcher ein Menschenherz so freventlich um sein ganzes Glück betrügt.

Es war wieder Samstag Abend, als sich Marie in ihrem Gärtchen beschäftigte. Die armen Blumen senkten da und dort traurig die Köpfe, sie hatten auch erfahren müssen, wie es thut, wenn man vergessen wird. Plötzlich sah Marie auf einem Fußpfade, der sich von dem nahen Hügel herabschlängelte, Jacob herankommen. Der Gedanke schoß ihr durch den Kopf: Jetzt ist der geeignete Augenblick, nun kannst du ihm sagen, was du auf dem Herzen hast. Sie ließ augenblicklich Alles stehen und liegen, und ging ihm dann ruhigen Schrittes und gefaßten Muthes entgegen. Das gute Recht und ein fester Entschluß standen ihr dabei zur Seite. —

„Guten Abend, Jacob!" sagte sie mit ihrer klaren metallreichen Stimme, die nur ein wenig vibrirte, aber dem betroffenen Burschen durch die Seele ging. Wenn er in diesem Augenblicke vor das jüngste Gericht gerufen worden wäre, hätte er nicht armseliger dastehen können. —

„Guten Abend, Marie," antwortete er mit stockender Stimme, „es ist schön von Dir, daß Du mir entgegenkommst!"

„Ich hatte Dir schon seit einigen Tagen etwas Wichtiges zu sagen, und weil Du den Weg zu mir vergessen zu haben scheinst, so mußte ich Dich aufsuchen."

„Vergessen?" sagte er, „gewiß nicht, aber Du weißt ja, wie viel in den Erntetagen zu thun ist!"

„Gewiß ich kenne Deine Geschäfte und weiß, was Deinen Sinn bestrickt hat."

„Was willst Du damit sagen?"

„Jacob," antwortete sie, indem sie ihm nahe trat und sich hoch aufrichtete, „machen wir diesem thörichten Gerede ein Ende. „Hast Du mir nicht tausendmal versichert, daß Du Niemand liebest, als mich?"

Sie schaute ihn mit klarem, durchbohrendem Blicke an; er schlug seine Augen nieder, einer solchen Energie war die seinige nicht gewachsen. —

„Marie,“ stammelte er, „kannst Du daran zweifeln?“

„Zweifeln?“ entgegnete sie rasch und mit scharfer Betonung, „ich weiß, was Du mit jenem anderen betrogenen Mädchen geredet, wie Du auch sie für Deine einzige Liebe erklärt hast! Du bist ein erbärmlicher Lügner!“

Ein Blitz schoß aus ihren Augen, Jacob trat erschrocken zurück, es war ihm vorgekommen, als wollte sie ihn in's Angesicht schlagen. Er antwortete nichts! —

„Jacob,“ fuhr sie mit erhöhter Stimme fort, „hast Du mir nicht vor Gott gelobt, daß Niemand Dein Weib werden soll, als ich, und wenn die ganze Welt und alle Teufel dagegen wären?“

Es entstand eine kleine Pause, Jacob konnte nur die wenigen Worte hervorstottern: „Aber meine Eltern!“

„Elender!“ rief sie entrüstet, „o, ich kenne diese Ausrede; ehe Du mir Dein Versprechen gabst, hättest Du Deine Eltern fragen sollen; aber jetzt, wo das Gold Dein Herz bestochen hat, flüchtest Du hinter diese Mauern, wie ein trauriger Feigling. Nein, Du bist kein Mann, ich hatte mich getäuscht, Du bist ein willenloser Knabe, ein verächtlicher Betrüger!“

Während sie diese Worte sprach, war ihr eingefallen, daß sie ein Paar kleine Ohrringe trug, welche er ihr einst auf einem Markte in Kreuznach gekauft hatte. Sie riß dieselben herab, warf sie ihm vor die Füße, trat darauf und sagte: „Einen solchen Menschen mag ich nicht, schenke Deine Liebe, wem Du willst, aber für Dein Verbrechen wird Dich Gott richten!“

Ein Gewitter war allmählich heraufgezogen; bei dem

Fluchwort Marie's zuckte ein Blitz vorüber und der grollende Donner schien dem erzürnten Mädchen zu verkünden, daß der Ewige, welcher vor ihrem Gebet die Ohren verschloß, ihren Fluch gehört habe. —

So majestätisch und gewaltig war dem zitternden Jacob noch nie ein Menschenkind entgegengetreten, ihre junonische Gestalt erhob sich in der Dunkelheit zur übernatürlichen Größe. Er stürzte ihr zu Füßen und rief: „Marie, Marie, vergib mir, ich liebe Dich!"

Marie wendete sich schweigend um und ging mit festem Schritt ihren Weg weiter.

Sie war siegreich aus dem fürchterlichen Kampfe hervorgegangen, allein die Anstrengung ging doch über die Kräfte der weiblichen Natur. Der Himmel draußen öffnete sich, ein erquickender Regen fiel nieder. Sie sank gebrochen in ihrem Zimmer nieder, ihr Schmerz löste sich in Thränen auf. —

Jacob wußte nicht, wie er heim kam; trotz der Hitze hatte ihn ein Frösteln überfallen; still und finster, fast feindlich gestimmt gegen seine Eltern, hatte er das Nachtlager aufgesucht, wo er den Schlaf nicht fand, welcher sonst den Sterblichen des Tages Jammer vergessen läßt. Er machte sich Vorwürfe, er schob die Schuld auf seine Eltern, auf Marie, wie ja das Menschenherz so gerne und so leicht seine Sünden auf die Schultern anderer Leute abladet. —

Am anderen Tage verbreitete sich bald die Nachricht im Dorfe, daß die schöne Marie plötzlich verschwunden sei. Es war in der That so. Sie konnte und wollte an der Stätte nicht mehr wohnen, wo sie jede Blume an ihr verlorenes Glück erinnerte; sie ging nach der Stadt K. in der Pfalz zu ihren Verwandten, um dort eine andere Lebensstellung aufzusuchen. Der Zufall wollte es, daß in dem dortigen

Zuchthause eine Stelle als Aufseherin frei war; sie griff mit beiden Händen zu: sie sah das finstere Haus mit seinen hohen Mauern wie ein Kloster an, in welches sich ja auch so manches gebrochene und lebensmüde Herz flüchtet. Ihre Mutter veräußerte bald darauf das kleine Anwesen und zog ihrem Kinde nach. Die Blumen verdorrten, kein fröhlicher Gesang tönte mehr durch die Räume, nachdem das Glück eines Menschenherzens wie Glas zerbrochen war. Niemand schaute mehr hinüber nach den Fenstern, seitdem die schönen, großen klugen Mädchenaugen nicht mehr hinter den Blüthen hervorglänzten. —

Der Vater Jacob's machte sich in den nächsten Tagen ein Geschäft daraus, alle Wirthshäuser des Dorfes zu besuchen und dort zu versichern, die Dirne habe seinem braven Sohne Weg und Steg verstellt, aber der könne ganz andere Partieen machen, und in wenigen Tagen werde man etwas Verwunderliches hören. Zum Tändeln sei so ein Mädchen gut genug, aber wenn man sich verheirathen wolle, suche sich der Sohn angesehener Eltern — dabei warf er sich in die Brust — doch etwas anderes heraus.

Wir müssen zu unserem Bedauern gestehen, daß die Mehrzahl der zuhörenden Bauern die Ansicht des Alten vollständig theilte. —

Als Jacob am anderen Tage hörte, daß Marie plötzlich abgereist sei, empfand er eine gewisse Befriedigung. Er war am Abende vorher so tief gedemüthigt worden, daß ihn nicht gelüstete, der Siegerin nochmals zu begegnen; außerdem fühlte er sich jetzt frei in seinem Handeln. Kecken Schrittes ging er zur Werbung nach R. an jenem Häuschen vorüber, wo er so oft gesessen hatte; er wußte ja, daß die schönen schwarzen Augen ihn nicht vorwurfsvoll anschauten. —

Seine Besuche im Bauernhofe zu R. wiederholten sich immer öfter. Wenn er auch nicht mehr im Costüm der Freischaaren erschien — die Preußen machten dem Sommernachtstraum ein jähes Ende — so war er doch in allen Kleidern ein schmucker, gewinnender Bursche, der sich schnell im Hause der alten Bauersleute auskannte. Der alte Mann hielt ihn bald für einen tüchtigen Oekonomen, die alte Frau für einen sparsamen, soliden jungen Mann und Anna für einen liebenswürdigen witzigen und kecken Burschen, die gerade den blöden Mädchen am meisten behagen. Bald schworen alle drei nicht höher, als auf Jacob und nun war's Zeit die Ernte heimzuthun. —

Es ging zwar auch hier nicht ohne Zwischenfälle ab. Die Burschen von R. vermerkten es natürlich sehr übel, daß ein Fremder in das Dorf kam, um ihnen die reichste Erbin vor der Nase wegzuholen und Jacob erhielt bald überzeugende Beweise von dieser Gesinnung. Mehrere Male wurden schwere Steine nach ihm geschleudert, als er spät Abends noch durch die Gärten nach Hause ging. Einmal lauerten ihm sogar in einem Hohlweg drei Bursche auf, aber er schlug sie so gründlich in die Flucht, daß in ganz R. von dieser Heldenthat und von seiner Stärke geredet wurde. Auch Anna hörte davon und war nicht wenig stolz auf ihren Ritter, der dies Turnier um ihretwillen bestanden hatte. So half es natürlich auch wenig, als an einem schönen Herbsttage ein anonymer Brief mit dem Poststempel Meisenheim bei ihr anlangte, welcher ihr die ganze Geschichte von der Liebschaft Jacobs mit der schönen Näherin Marie vermeldete und Anna eindringlich vor einem solchen Burschen warnte. Dergleichen Briefe, von mißgünstigen Seelen geschrieben, erhält in der Pfalz jeder Bräutigam über seine Braut und umgekehrt; außerdem aber war Anna stolz da-

rüber, daß Jacob um ihretwillen Schlachten schlug und Jugendliebschaften im Stiche ließ. —

So kam denn eines schönen Tages ganz Stauderheim in Aufruhr, als ein prächtiges Gefährte leicht und blitzschnell durch den Ort rollte. Es war ein hübscher Char-à-banc, bespannt mit zwei stolzen Rappen. Der Wagen hielt vor der Hausthüre Jacobs und bald sammelte sich ein Haufe von erwachsenen Jungen, um seine Bewunderung über die schönen Rosse auszusprechen. — Jacob hatte wohl gewußt, daß Anna mit ihren Eltern an diesem Tage zur „Schau" kommen würde und Alles zum Empfange entsprechend hergerichtet. Seine Eltern waren auch reiche Leute, aber das Vermögen ging in fünf Theile. Haus und Hof galten allgemein für recht wohl im Stande, wenn sich auch das Ganze nicht entfernt mit dem Bauerngute in R. messen konnte. Die Musterung ging vor sich; die Alte besah die Weißzeugschränke, die zwei Hofbauern gingen durch Hof, Stall und Garten, während Jacob sich bemühte, Anna auf's Angenehmste zu unterhalten. — Die Prüfung fiel befriedigend aus; die Eltern Jacob's wurden deßhalb eingeladen, einen Besuch zur Kirchweihe in R. zu machen; „es ist eine gute Wirthschaft", hatte die Mutter Anna's gemeint, als die beiden Alten sich die Resultate ihrer Beobachtungen mittheilten, „und wenn auch Jacob nicht so viel mit kriegt, als wir eigentlich verlangen könnten, so bekommt doch Anna einen braven Mann, und das ist die Hauptsache."

Als Jacob mit seinem Besuche Mittags durch das Dorf stolzirte, gingen alle Fenster auf und allgemein redeten die Leute von dem großen Glücke, das der unternehmende Bursche zu machen im Begriff sei. —

Es kam die Kirchweihe und es kam der Tag der Verlobung. In dem schwarzen Kästchen, welches das Haus

des Bürgermeisters kennzeichnet, prangte an einem schönen Tage ein gewaltiger Strauß und darunter war zu lesen, daß Jacob und Anna sich zu ehelichen gedächten und Jedermann sich melden solle, wer gegen dieses Vorhaben etwas einzuwenden hätte. — Es meldete sich Niemand; die Einzige, welche gegen solche Seelenverkäuferei etwas Triftiges einzuwenden hatte, saß bleichen Antlitzes hinter den Mauern des Zuchthauses. Sie nähte und spann und verwebte mit ihrem Gespinnste manch' fröhliche Erinnerung. —

Es kam auch der Hochzeitstag, ein Freudenfest, wie das Dorf R. noch wenige erlebt hatte. Was wurde da gebacken und geschlachtet! Das Haus war bekränzt; ein stattlicher Zug bewegte sich Morgens 10 Uhr nach dem Bürgermeisteramt und von dort zum Gotteshaus. Musik zog voraus und blies einen Marsch, man hatte sie extra aus der Gegend von Wolfstein kommen lassen, wo es der Musikanten nicht wenige gibt. Da und dort knallten die Pistolen; Anna schreckte jedesmal zusammen und hing sich um so fester an ihren Bräutigam — Brautführer waren waren damals noch nicht auf den Dörfern eingeführt —; da und dort hatten die Knaben Stricke über die Straßen gespannt, gleichsam ein Zeichen, welche Hindernisse der Mensch zu überwinden hat, bis er zu seinem Glücke kommt, und es kostete manche Hand voll Geld, bis sich Jacob den Weg zur Kirche gebahnt hatte. Hie und da nahte sich auch eine Jugendfreundin Anna's und steckte ihr einen Strauß an den Busen, indem sie einen Glückwunsch murmelte, den die Glückliche mit freundlichem Nicken erwiderte. —

In der Kirche begrüßte den Zug ein Vortrag des Gesangvereines, auch eine Errungenschaft des Jahres 1848. Ich freue mich jedesmal, wenn ich einen solchen Gesangverein irgendwo finde, allein ich manche die Bemerkung, daß

er gewöhnlich zu Grunde geht, sobald er nicht mehr verboten ist, und daß er viel zu viel den Kunstgesang und viel zu wenig das eigentliche Volkslied pflegt, diese schönste Zierde deutschen Lebens. — Der Geistliche sprach von den Ehen, die im Himmel geschlossen werden; nach den besonderen Merkmalen, die er von einer solchen Ehe gab, schien die gegenwärtige durchaus wo anders abgeschlossen zu sein, als im Himmel. —

Nachmittags und Abends ging's hoch her im reichen Bauernhofe.

Eine Bauernhochzeit in der Pfalz hat wenig mehr von den uralten Volksgebräuchen behalten. Ja selbst das Wenige, was noch geblieben ist, droht in Kurzem völlig zu verschwinden. Damals nun konnte immerhin noch der Bäcker seine althergebrachten Witze machen, die mit donnerndem Applaus begrüßt wurden, obschon sie Jeder schon hundert Mal gehört hatte. Er zerwarf den Teller und brachte die verbrannte Köchin, der die Gäste ein linderndes Pflaster in Gestalt von klingender Münze auf die Wunde legten; er leitete die Expedition, welche den Schuh der Braut stahl, der vom Bräutigam eingelöst werden mußte; er stimmte die Lieder an, welche bei derartigen Festen gebräuchlich waren, als da sind: „Wir sitzen so fröhlich beisammen" und „Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond." — Allein es hatte sich schon ein bedenkliches Element eingeschlichen, welches die anbrechende neue Zeit verkündete. Unter den eingeladenen Gästen befand sich auch der Herr Gemeindeschreiber. Ich bitte, hiebei nicht geringschätzig die Achseln zu zucken; unser Leser hat es da mit einem Manne zu thun, der in den meisten Fällen die erste Rolle spielt, namentlich aber dort, wo der Herr Bürgermeister in der Kunst des Schreibens nur so weit gediehen

ist, daß er mit steifen Fingern seinen Namen unter ein Aktenstück malt. Unser Herr Gemeindeschreiber also — da er eine gewisse Rolle in der Geschichte spielt, muß ich ihn näher beschreiben — war ein großer, ziemlich magerer Mann, mit stechenden Augen, einem Henri-Quatre und etwas gerötheter Nase. Er hatte eine Zeitlang auf dem Landcommissariat geschrieben und avancirte, da er ein vortrefflicher Gesellschafter war und mit dem Herrn Landcommissär so manchen Tarok spielte, auf diesen einträglichen Posten. Nebenbei liebte er Wein, Weiber und Gesang und denuncirte — damals kein schlechtes Geschäft — die anrüchigen Republikaner der wiedergekehrten, nunmehr sehr energischen Regierung. Die Bauern fürchteten ihn wie den bösen Feind; sie behaupteten, er könne Alles beim Landcommissariat fertig bringen, denn „er sei gräulich scharf in der Feder."

Unser Herr Gemeindeschreiber also — und das war eine bedenkliche Neuerung — klopfte plötzlich mit dem Messer heftig an sein Glas, daß alle Bauern zusammenschracken. Er stand auf und hielt eine wohlgesetzte Rede, worin er die jungen Eheleute in warmen Worten beglückwünschte und die Gesellschaft aufforderte, auf ihr Wohlergehen ein donnerndes Hoch auszubringen. Ja er deklamirte später ein Gedicht von Nadler, betitelt „Der Brand im Hutzelwald", und wurde damit der Held des Tages. Der Gesangverein sang noch einige Lieder, die Musik spielte der jungen Welt fröhliche Weisen, aber einer saß dabei, der fühlte sich nicht glücklich, und das war Jacob. —

Es überfällt den Menschen manchmal in der fröhlichsten Umgebung und im buntesten Treiben eine tiefe Traurigkeit. Seine Nerven sind so angespannt, daß sie beim geringsten Anlasse zur größten Abspannung überspringen. So ging es Jacob. Er war nun am Ziele seiner Wünsche; er saß

in einem schönen Hause, kein Bauer im Dorfe konnte sich mit ihm an Reichthum messen — und doch dünkte ihm Alles theuer erkauft. Das Bild Marie's trat ihm frisch und lebendig vor Augen; sie stand vor ihm in ihrer ganzen Schönheit, mit ihrem tiefen Gefühle und klarem Verstande, mit ihrer klingenden Stimme und ihrem schlagfertigen Witze und er mußte unwillkürlich das arme, stille Wesen mit ihr vergleichen, das ihm zur Seite saß und dem er jedes Wort abzupressen genöthigt war. Er besaß auch keinen Funken von Zuneigung zur ihr und es stieg ihm der Gedanke auf, daß er einen verhängnißvollen Fehler begangen habe. —

Drei Jahre sind vorüber gestrichen: wir stehen wieder vor dem stolzen Bauernhause in R. Es ist dunkle stille Nacht, die Sterne funkeln und glitzern und nur hie und da läßt ein Hofhund seine Stimme ertönen. Durch das Fenster schimmert noch Licht, obschon die zwölfte Stunde nahe ist. Sehen wir in das Zimmer, woher wohl dieser späte Lichtschimmer kommen mag. An der Wiege eines Kindes sitzt ein einsames Weib; sie hat ihren Kopf auf das Bett gestützt und die hellen Thränen laufen ihr von den Wangen nieder. Es ist Anna, die vielumworbene vielgepriesene Erbin. Wie hat sie sich in dieser kurzen Zeit verändert! Das Haar hängt ihr unordentlich um den Kopf, ihre Haube und ihre Kleider sind unreinlich; das arme Geschöpf war von ihrem Manne vernachlässigt worden, und darum lag ihr auch nichts mehr an ihrem Anzug, sie fühlte ja, wie Jacob sie förmlich mied und haßte. — Im Anfang der Ehe ging Alles noch leidlich gut; Jacob spielte nun den großen Herrn und konnte nicht genug schöne Kleider und Schmucksachen beischaffen, damit seine Frau recht vor-

nehm aussehe, wenn er mit ihr in dem stolzen Gefährte durch die Ortschaften jagte. Wo irgend ein Fest war, mußte er dabei sein; bald erschien er mit hohen Stiefeln auf einem landwirthschaftlichen Feste in Kreuznach, bald in eleganter Jägertracht bei einem großen Treibjagen in Meisenheim; alle Leute priesen sein Glück, und wie er sich und seiner Frau das Leben so angenehm mache. Doch dies Alles war nicht nach dem Geschmacke Marie's und noch weniger nach dem ihrer alten Eltern. Sie hatte keine Freude an diesen großen Gesellschaften; ihr Hauswesen war bisher sehr still und schlicht gewesen und es wurde ihr ganz unbehaglich und heiß, wenn bei einem Jagdessen der Lärm und Tumult dauerte bis zum anbrechenden Morgen. Die Alten Annas machten aus ihrem Verdruß kein Hehl; sie sahen die Oekonomie vernachlässigt, das Gesinde schlecht beaufsichtigt, sie fürchteten, das schöne Gut — das sie von ihren Eltern überkommen und so reichlich vergrößert hatten — werde unter den Händen eines leichtsinnigen Verschwenders bald verschleudert sein. Sie zogen sich verdrossen in ihre Zimmer zurück; sie erschienen nie bei Gelagen und Schmausereien unter den Oekonomen; das herrische hochfahrende Wesen Jacobs begann ihnen mehr und mehr zu mißfallen. Und Anna war so thöricht, sich auf die Seite ihrer Eltern zu schlagen, was eine Frau im Falle eines ausbrechenden Conflikts nie thun soll. Sie vergrößerte dadurch nur die Gleichgültigkeit Jacobs; er wurde immer fremder und vernachlässigte sie mehr und mehr; er wurde zuletzt so kalt, daß nur wenige Worte unter ihnen gewechselt wurden und Jacob sie nie mehr aufforderte, ihn zu irgend einem Besuch zu begleiten. Man sagte bald allgemein, er schäme sich ihrer Einfachheit; er aber klagte dem Gemeindeschreiber, der sein bester Freund geworden war, daß es ihn so gar nicht in

sein Haus ziehe und daß er immer nur mit einem Gefühle des Unbehagens den Heimweg zu seiner Familie antrete. So fühlte sich Anna bald sehr unglücklich und elend; sie besaß Niemand, dem sie sich anvertrauen konnte, der etwa die Sache wieder in's Geleis gebracht hätte, sie scheute sich immer, einmal selbst mit ihrem Manne zu reden und die Wolken auf seiner Stirne zu verscheuchen. Wir haben sie in einer schweren Nacht in ihren Thränen und Sorgen bei ihrem Kinde gefunden; sie hatte sich endlich vorgenommen, die Heimkunft Jacobs abzuwarten, um an sein Herz zu appelliren, und ihn an seine Pflicht gegen Weib und Kind zu erinnern. —

Jacob saß derweilen im Wirthshaus. Das Wirthshausleben war früher in der Pfalz auf den Dörfern unbekannt. Am Sonntag gingen die Bauern des Mittags in die Wirthschaft, und tranken dort ihren halben Schoppen Wein, wobei man tiefsinnige Erörterungen anstellte, wenn das Wochenblättchen die Nachricht gebracht hatte, daß schon im April ein Maikäfer ausgeflogen oder irgendwo ein Kalb mit zwei Köpfen geboren worden sei. Die Buben sammelten sich auf der Kegelbahn und respektirten den Pfarrer so wenig, daß er in der Mittagskirche ganz genau die Kegel fallen hörte, was ihn dann zu verschiedenen gereizten Ausfällen veranlaßte. Wer übrigens in der Woche das Wirthshaus besuchte, galt für einen Lumpen, und es pflegten nur solche Kneipen eine Losung zu haben, welche den edlen Kartoffelschnaps schenkten. Das Alles änderte sich, als vor etwa 40 Jahren das bayerische Bier seine civilisatorische Laufbahn auch unter uns begann. Ich kann mich der Zeit noch recht gut entsinnen, als die erste Probe von dem bittern gelben Tranke im Dorfe ausgeschenkt wurde und die verschiedensten Urtheile hervorrief. Das Jahr 1848 brachte

auch hier die Entscheidung; seit jenen Tagen, wo durstige Kehlen sich aus halb Europa in unserem gesegneten Ländchen versammelten, erheben sich von Jahr zu Jahr Brauereien und Wirthschaften, Gärten und Keller in allen Städten und Städtchen. In den Dörfern prangte bald ein Schild neben dem anderen, und um die Abendstunde versammelten sich die Honoratioren im Stübchen, worauf ein Fäßchen Bier angezapft wurde. — Einen Nutzen hat auch diese neu einreißende Sitte gehabt; es verschwanden nach und nach die virtuosenhaften Weinsäufer, welche heute noch in der Sage figuriren und die den alten Rittern wenig nachgaben; ebenso starben auch die alten Branntweinlumpen bis auf wenige Reste aus. —

In dem Honoratiorenstübchen finden wir auch Jacob. Es war lebhaft an diesem Abend. Die Gesellschaft bestand aus zwei Förstern, einem Weinreisenden, dem Gemeindeschreiber, einem Schreiner, der aus Amerika heimgekommen war und viel Geld mitgebracht hatte und aus Jacob. — Die übrigen Gäste hatten sich entfernt; nur diese spielten Tarock, und zwar augenscheinlich sehr hoch und sehr leidenschaftlich. Jacob verlor und wurde immer aufgeregter. Endlich schlug der Weinreisende vor, er wolle Bank halten, das sei viel hübscher und in den großen Städten werde das jetzt allgemein gespielt. Jacob willigte ein, er hoffte auf diesem Wege zu seinem Verluste zu kommen. Er setzte immer höher, und verlor immer mehr, dazwischen stürzte er ein Glas nach dem anderen hinab und seine Augen begannen zu funkeln. Der Gemeindeschreiber kannte diesen Zustand; er sagte: „Herr Adjunkt — Jacob war mittlerweile durch die Protektion seines Freundes Adjunkt geworden — Herr Adjunkt, wir wollen's beschließen, es ist schon bald Mitternacht". „So, weil ihr gewonnen habt," schrie Jacob und

schlug auf den Tisch, „wollt ihr aufhören! nein ich habe nun mit euch gekartet, nun müßt ihr mit mir würfeln.“ Die Würfel wurden gebracht; sie waren ihm geläufiger, denn dieses traurigste aller Spiele hatte sich im Dorfe seit einigen Jahren eingenistet. Auch hier wandte ihm das Glück den Rücken. Er verdoppelte die Sätze, er hatte bald kein Geld mehr und mußte vom Wirthe borgen; der Reisende blieb immer ruhig und das fing Jacob bald an zu ärgern. „Fünf und zwanzig Gulden schulde ich Ihnen, sagte Jacob, werfen wir 25 gegen 25, wie's fällt!“ Der Fremde warf 5, Jacob triumphirte schon, er ließ die Würfel langsam hinrollen; er hatte 4 geworfen. Zorn und Trunkenheit übermannte ihn, er schleuderte den Becher dem Fremden in's Gesicht und schrie: „Sie sind ein Betrüger, Sie plündern uns, das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ Der Fremde war nicht faul, und warf Jacob das Glas an den Kopf, daß ihm das Blut von der Stirne herabrann. Dieser stürzte brüllend auf ihn zu, und hätte ihn erwürgt, wenn es nicht dem Gemeindeschreiber gelungen wäre, die Streitenden zu trennen und Jacob aus dem Wirthshause wegzuführen, wo er an diesem Abend nahezu hundert Gulden verloren hatte. —

Der Tag, an welchem Anna mit ihrem Manne über Alles, über die Vergangenheit und Zukunft reden, an welchem sie ihm an's Herz pochen wollte, war entschieden unglücklich gewählt. Er trat heftig ins Zimmer, die Reitpeitsche unter dem Arme, ohne Kopfbedeckung und mit blutendem Angesicht

Jacob fühlte sich augenscheinlich unangenehm überrascht, als er seine Frau noch wachend fand; es kam ihm der Gedanke, es sollte eine Scene provocirt werden. Er zog seine Stirne in Falten und bot so mit seinem blutbedeckten Gesichte einen abschreckenden Anblick. —

„Ach Gott, Jacob!“ rief seine Frau und stürzte auf ihn zu, was ist Dir geschehen? Sie haben Dich geschlagen! wärst Du doch zu Hause geblieben bei Deinem Weibe und Kinde!“

Bei diesen Worten faßte sie ihn freundlich und besorgt an den Schultern und versuchte ihm das Blut von den Augen zu wischen. —

Das hingebende liebevolle Wesen Anna's brachte aber nicht die gewünschte Wirkung hervor. Jacob fühlte sich dadurch beschämt, und das wollte er nicht sein, das demüthigte ihn; mit Begierde ergriff er in seiner jetzigen Stimmung die Gelegenheit, das ergebene Weib mit Füßen zu treten. Es gewährte ihm wahre Wollust, sich an ihrem Schmerze zu weiden, und diesen Wurm zu zermalmen. Er stieß sein Weib mit roher Faust hinweg und fuhr sie an: „Wer hat Dich geheißen, auf mich zu warten? Gewiß stecken die alten verfluchten Blindschleichen dahinter, die allen Unfrieden im Hause anstiften; wartet nur, und dabei hob er drohend die Faust gegen das Zimmer, wo die Eltern Anna's schliefen, ich werde euch noch zur Ruhe bringen!“ — „Nein, Nein,“ sagte Anna weinend, „es hat mich Niemand geheißen, ich wollte mit Dir sprechen, ich wollte Dir mein Elend klagen; darf ich Dich nicht fragen, warum Du mich gar nicht mehr liebst?“ —

Wäre sie vielleicht gewaltig und imponirend im heiligen Zorne ihm entgegentreten, so hätte sie ihn möglicherweise erschüttert; so aber war ihr Benehmen nur geeignet, ihn immer mehr zu erbittern. Höhnisch lachend entgegnete er, indem er sie von oben bis unten musterte: „Lieben? Ja, wenn Du besser gewaschen und gekämmt wärest!“ „O, ich wußte längst, sagte sie, daß Du mich nicht mehr magst; doch hast Du ganz Deinen Schwur vergessen, den Du vor Gottes Altar geleistet?“ „Wer nicht zu mir hält, ist mein Weib

nicht, wer mich verläßt, den verlasse ich auch; Du hast auch mir zugeschworen, und doch hältst Du zu den vermaledeiten alten Hetzern, die mir das Leben sauer machen!" „Ja, Ja, nicht wahr, die Näherin in Staudernheim, die steckt Dir immer noch im Sinn," rief im höchsten Unmuthe das tief gekränkte Weib. — Das war zu viel für Jacob's Temperament, blitzschnell griff er zur Reitpeitsche und schlug ihr dieselbe über's Angesicht. Mit einem dumpfen Schrei sank sie ohnmächtig zusammen. —

Eine derartige Mißhandlung löscht die Liebe im Herzen aus. Es ist da, als ob alle Sterne vom Himmel fallen, als ob alle Saiten im Herzen entzwei reißen. Anna war künftig nichts weiter, als eine arme Dulderin, als die Sclavin eines Mannes, den sie fürchtete, der sie mit Füßen trat. —

Es ist eine trübe traurige Zeit, von welcher ich nun zu berichten habe. Anna wagte nie mehr ihrem Manne entgegen zu treten, sie war ein gebrochenes Geschöpf. Kalt und gleichgültig gingen die zwei Eheleute an einander vorüber; nur wenn das vergessene Weib Abends bei ihrem Kinde saß, mochte ihr manchmal das Herz entzwei brechen. Sie lernte die finsteren Mächte des Lebens kennen, sie aß ja mit Thränen ihr Brod und durchwachte so manche kummervolle Nacht. — Niemand stand ihr zur Seite, Niemand konnte sie ihr Leid klagen. Ihre Eltern schimpften immer nur über den „Bettelbuben und Verschwender" und erbitterten sich immer mehr gegen den, der ihr einziges Kind unglücklich machte und ihr Geld durchbrachte. Eine junge Lehrersfrau, welche gegenüber wohnte, hatte herzlich Mitleid mit der armen Dulderin und besuchte sie mehrere Male, was Anna herzlich erfreute. Allein Jacob begegnete ihr einmal auf dem Gange und fragte sie, ob sie auch helfen

wolle, seine Frau verhetzen; darauf blieb sie weg aus dem unglücklichen Hause. Anna hatte nur noch Einen, dem sie ihr Leid klagen konnte; jeden Sonntag ging sie zum Gotteshaus und mehr wie einmal kam sie mit verweinten Augen zurück. — Mit Jacob wurde es je länger, je ärger. Derselbe war bald der leidenschaftlichste Spieler, der bekannteste Zecher und der gefürchtetste Raufbold der ganzen Gegend. Manchmal konnte er ungemein fröhlich und ausgelassen sein, und dann gab's keinen besseren Gesellschafter weit und breit; ein andermal saß er wieder finster und brütend da, und dann war es sehr gefährlich, seinen Zorn im geringsten zu reizen. Der Gemeindeschreiber kannte ihn am genauesten und wußte ihn am besten zu behandeln. Er war sein böser Dämon, der ihn mehr und mehr gegen seine Schwiegereltern aufhetzte und alle bessern Regungen desselben wegspottete. Er wußte dieses Freundschaftsverhältniß vortrefflich auszubeuten; er hatte schon manchen Gulden von Jacob entliehen, den er ihm nie wiederzugeben gedachte. —

Die Oekonomie Jacob's mußte unter diesen Umständen rückwärts gehen, ja es schien manchmal, als wolle er seine Schwiegereltern durch eine recht lüderliche Wirthschaft ärgern und erbittern. —

So zogen einige Jahre hin und das Ansehen Jacob's sank immer mehr im Dorfe, so daß er bei der nächsten Adjunktenwahl völlig durchfiel; auch begann schon eine Anzahl besserer Bauern ihn und seine Gesellschaft völlig zu meiden. Sein Verhältniß zu seinen Schwiegereltern wurde ihm aber selbst unerträglich, so daß er es mit Freuden begrüßte, als sie ihm den Vorschlag machten, fortzuziehen. Fünf Stunden von R. weg war eine sehr hübsche Mühle ausgeboten, ein bedeutendes Anwesen, das seinen Mann reichlich ernährte. Jacob bekam das Gut um einen billigen

Preis, denn die Auswanderung nach Amerika war dazumal stark und Aecker überall wohlfeil zu haben. So wurde denn gepackt und aufgeladen; Einige schüttelten den Kopf zu dem Zuge, Andere, die Jacob immer noch wegen so mancher vortrefflichen Eigenschaften liebten, wünschten ihm viel Glück in der neuen Heimath. Aber in diese neue Heimath folgte ihm das alte Elend. —

Jacob saß nun einsam in seiner Mühle, denn das Städtchen W. war ungefähr eine Stunde davon entfernt. In solchen einsamen Häusern sind die Bewohner um so mehr auf sich angewiesen und auf ihr häusliches Glück; es gibt ja nichts, was ihnen dasselbe irgendwie ersetzen könnte. Im Anfang blieb Jacob in der That mehr zu Hause, um seine Mühle in besseren Gang zu bringen; auch redete er etwas mehr mit der armen Anna, die im Hause wortlos umherschlich und ihren einzigen Trost an ihren zwei Kindern hatte. Aber das dauerte nur so lange, bis er in W. neue Bekanntschaft gemacht hatte, die ihm zusagte. —

Und an Zechbrüdern fehlt's ja überall nicht in der fröhlichen, gesegneten Pfalz; und Jacob, der gar stolz that und etwas springen ließ, hatte bald einen Kreis von Zechern und Spielern um sich gesammelt, die seine Genialität und Großartigkeit bewunderten. So manche Ehefrau verfluchte den neuen Ankömmling, der ihren Ehemann weit über die mitternächtige Stunde im Wirthshause festhielt. Wenn der Gemahl so recht lange ausblieb, murmelte die schlaftrunkene Frau vor sich hin: Gewiß sitzt er wieder beim „tollen Jacob". Unter dem Namen „toller Jacob" war unser Müller schnell in der ganzen Gegend bekannt, denn alle Welt merkte sofort, wie in auffallender Weise bei ihm die Stimmung wechselte, wie er bald ausgelassen fröhlich, bald über die Maßen streitsüchtig, bald auch wieder tief traurig war.

Manchen Leuten wollte es scheinen, als habe er manchmal Gewissensbisse und als sei er trotz seinen lustigen Streichen ein sehr unglücklicher Mann. So manche seiner Stücklein sind heute noch in jener Gegend bekannt und gehen von Mund zu Munde. In einer kalten Winternacht hatte er sich einen schweren Rausch angetrunken und bat zwei seiner Freunde, ihn heimzuführen, indem er ihnen einen köstlichen Haustrunk in Aussicht stellte. Vor der Mühle jedoch versicherte er sie, indem er in den Taschen suchte, er müsse den Kellerschlüssel verloren haben. Als sich die geprellten Gefährten auf den Heimweg machten, ließ er seine zwei großen Hofhunde los, vor denen die armen Kerle schnell auf nahestehende Bäume flüchteten, wo sie denn auch unter Fluchen und Verwünschungen übernachten mußten. —

Anna sah ihren Mann täglich mehr versinken, sie fühlte, daß sie auch gar keinen Einfluß auf ihn ausüben, daß sie ihn nicht retten konnte, ja sie dachte daran, daß es ihr an den nöthigen Eigenschaften mangele, um einen solchen Mann an das Haus zu fesseln. So manchmal, wenn sie einsam da saß und nachsann, was aus ihr und ihren Kindern werden soll, fiel ihr das trübe Volkslied ein:

Hör' ich das Mühlrad gehen
Ich weiß nicht, was ich will,
Ich möcht' am liebsten sterben,
Dann wär's auf einmal still.

Die Vermögensverhältnisse Jacobs gingen mehr und mehr der Zerrüttung entgegen. Ein Stück Feld nach dem andern wurde unter der Hand verkauft und versteigert; da und dort hatte Jacob Geld entliehen, das nun rasch nach einander zurückgefordert wurde, seit man öfters den Ge-

richtsboten nach der Mühle wandern sah, was bekanntlich kein gutes Omen ist. In Geldsachen hört bei uns in der Pfalz ebensogut die Gemüthlichkeit auf, wie anderwärts, und als Jacobs Zechbrüder vernahmen, wie es mit ihm stehe, da waren sie die ersten, die ihn gerichtlich belangen und harte Worte von einem „Lumpen“ und „Verschwender“ fallen ließen. „Wir hatten es uns schon lange gedacht, daß dies Wesen nicht so fort gehen könne; immer im Wirthshaus sitzen, seinen Kunden schlechte Waare liefern und seinem Gesinde nicht nachsehen, das thut auf die Dauer nicht gut,“ moralisirte der Kaufmann B., welcher selbst schon einmal Bankerott gemacht hatte, und jeden Tag von einem Wirthshaus zum anderen wandelte. —

Jacob war nun wirklich in großer Bedrängniß, und nöthigte Anna, einen flehentlichen Brief nach R. an ihre Eltern zu schreiben, worin sie in beweglichen Ausdrücken um Hilfe anhielt. Nach einigen Tagen kam eine trostlose und harte Antwort: man habe nichts mehr wegzuwerfen; sie seien alte Leute und wollten um eines Verschwenders willen in ihren letzten Lebenstagen nicht noch Hunger leiden; einem solchen Menschen könne auch mit ungezähltem Gelde nicht geholfen werden; wenn er aber Weib und Kind nicht mehr zu ernähren vermöge, solle er sie heimschicken; er selbst könne hingehen, wohin es ihm beliebe. —

Jacob murmelte einige entsetzliche Flüche in den Bart, sagte aber weiter kein Wort. Abends ließ er jedoch in der Gesellschaft die Aeußerung fallen: er habe gehört, daß die Leute das Gerücht ausstreuten, er sei bankerott; er begreife nicht, wie das nur ein vernünftiger Mann glauben könne; seine Schwiegereltern in R. hätten ein sehr schönes Vermögen und die seien schon alte Leute und könnten doch nicht ewig leben. —

Jacob wurde plötzlich in sich gekehrt und still. Er trug sich augenscheinlich mit allerlei Gedanken und Plänen. Es fiel den Leuten wenig auf, daß er seltener kam; sie kannten ihn alle als einen Menschen von wechselnden Launen. Man sah ihn manchmal auf den Feldern eilig hin und her laufen und heftig gestikuliren. Es war, als drohte er Jemand, und gar Mancher, der ihn so von ferne kommen sah, wich ihm scheu und erschrocken aus. —

Der Samstag — ein bedeutungsvoller Tag für Jacob — kam, und es schien, als ob er nach langem Kampfe nun einen festen Entschluß gefaßt habe. Wortlos und still trieb er sich des Morgens im Hause und Hofe umher. Nachmittags wurde er unruhig und sah öfters auf die Uhr, die träge pickend ihren Lauf fortsetzte, unbekümmert um menschliche Ungeduld. Endlich hob sie aus und verkündete die vierte Stunde. Nun schien Jacob einen Augenblick zu zögern, er wurde feuerroth, als ob ihm das Blut mit Macht zu Kopfe steige und dann wieder todtenbleich. Doch das Zaudern dauerte nicht lange; er griff zu seiner Mütze und sprach mit klangloser Stimme zu Anna: „Hörst Du, wenn Dich Jemand fragt, um wie viel Uhr ich heimgekommen sei, so sagst Du: „Um zehn Uhr! Hast Du mich verstanden? es mag sein, wer da will." — Anna nickte, sie glaubte nicht anders, als es werde wieder irgendwo ein besonderes Trinkgelage abgehalten. Jacob lenkte seine Schritte nach einem Acker, wo sein Knecht gerade pflügte. Dort trieb er sich eine Zeitlang herum, der Knecht wußte selbst nicht, was er wollte, namentlich da es sonst seine Art nicht war, dem Gesinde nachzusehen. „Hannes", sagte er endlich, „es ist mir sehr schlecht, ich muß, glaub' ich, zum Kantonsdoctor nach W., und mir dort was verschreiben lassen. Ich denke, mit einer Purgirung wird's gethan sein;

das hat mir noch immer geholfen!“ Die Ansicht des pfälzischen Volkes geht noch immer dahin, daß eine Purgirung, eine Laxirung und ein Aderlaß die drei unfehlbaren Radicalmittel seien, wenn eines aus der Familie sich „rauhlich“ fühlt. Nur bei schweren Krankheiten „braucht“ man einen Arzt, und dann wird die meistentheils Schwere des Uebels nach dem Quantum von Arznei bemessen, das der Patient verschluckt hat. —

Jacob ging also seiner Wege nach W., und trat in ein Bierhaus, wo um diese Stunde sich wenig Gesellschaft fand. Ueber Jacob's Kommen wunderte sich indeß Niemand, er hatte jede Stunde des Tages Zeit, das Wirthshaus zu besuchen. Er ließ sich ein Glas Bier einschenken, und knüpfte ein harmloses Gespräch mit der anwesenden Wirthstochter an, worin er gelegentlich ebenfalls erwähnte, daß er unwohl sei und zum Kantonsarzt müsse. „Wenn die Herren heute Abend nach mir fragen, so richte ihnen aus, ich hätte mich bei Zeiten nach Hause gemacht, um mich auszukuriren,“ mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Nach 6 Uhr trat er beim Arzte ein, der ihn freundlich bewillkommte und ihn fragte, was einen so gesunden Mann zu ihm führe. Jacob klagte nun über heftige Magenschmerzen und Andrang des Blutes gegen den Kopf, und bat um ein Recept; der Doctor untersuchte ihn genau, fühlte den Puls und schüttelte den Kopf, denn er konnte nichts entdecken, was einer Krankheit auch nur von weitem ähnlich sah. Doch ein Arzt darf einen Kranken nicht ohne Recept aus dem Hause lassen, will er nicht allen Credit verlieren, und so verschrieb er denn, da Jacobs Aussehen ein ungewöhnlich bleiches war, eine leichte Purgirung, worauf sich der Müller verabschiedete. —

Es begann bereits zu dämmern, als Jacob aus dem

Hause des Arztes trat und den Weg zur Apotheke einschlug. Auch dort verweilte er einige Zeit, um dann, wie er sagte, den Heimweg anzutreten. Als er jedoch das Städtchen hinter sich hatte, verließ er den Weg, der ihn zu seiner Mühle führte. Er eilte über die Felder und schien plötzlich eben so seine Schritte zu beschleunigen, wie er sie vorher verzögert hatte. —

Es war klar, Jacob ging nicht nach Hause, er verfolgte die Straße, welche nach R., seinem früheren Wohnorte, führte. Bald wurde es völlig Nacht, und feierliche Stille lagerte über der Natur. Jacob hörte nur seine eigenen eiligen Schritte und es war ihm manchmal, als ob ihm Jemand nachfolgte. Erschrocken drehte er sich um, weit und breit konnte er nichts entdecken, es war nur das Echo seiner Tritte, das ihn so erschreckt hatte. Da und dort standen in den Dörfern noch Gruppen plaudernd auf den Straßen; er wich ihnen sichtlich aus, er wollte nicht erkannt sein. Bald sollte ihm sein Weg lichter werden; von fern her zog ein Gewitter herauf. Der Himmel umwölkte sich, ein Windstoß fuhr bisweilen durch die Bäume, nur da und dort schimmerte durch die finsteren Wolken ein freundlicher Stern. Viel dunkler noch, sah es im Inneren Jacob's aus; jene Sterne, welche freundlich segnend in das Menschenleben hereinschauen, Glaube, Liebe und Hoffnung, waren schon längst in seiner Brust erloschen. Verzweiflung und Grimm paarten sich in seinem Herzen, um ihn zu einem wahnsinnigen Entschluß zu bringen. Gar manche Ereignisse aus seiner Vergangenheit zogen vor seinen Augen vorüber. Soeben fuhr ein greller Blitz herab und da dachte er an jenen Samstag Abend, an welchem ihn Marie an das Gericht Gottes erinnert hatte! Er lehnte sich an einen Baum, und schlug sich an die Brust und rief: „Ja, hätte ich dich

nicht verlassen, so bräuchte ich einen solchen Gang nicht zu machen! „Noch ein Dorf war zu passiren; der Nachtwächter stand mitten auf der Straße und rief die elfte Stunde; erschreckt fuhr er zurück, als er dem fremden Manne beim grellen Scheine des Blitzes in das bleiche, verzerrte Gesicht sah. Jacob fühlte, daß er zitterte und seine Kniee wankten, der kalte Schweiß lief ihm von der Stirne herab. In einem Wirthshause erblickte er noch Licht: die Wirthsfrau wachte noch bei einem kranken Kinde. Rasch trat er ein, und forderte mit veränderter Stimme ein Glas Branntwein. Die Mütze hatte er tief in's Gesicht gezogen und auf die Fragen der Wirthin gab er eine abweisende Antwort. Die Zeit drängte, schnell stürzte er das betäubende Getränke hinab und eilte ohne Gruß weiter. Das Dorf R. lag vor ihm in tiefer Ruhe; Niemand schien mehr zu wachen und er brauchte nicht zu fürchten, einem lebenden Wesen zu begegnen. Vorsichtshalber schlich er durch die Gärten und in wenigen Minuten stand er vor dem Hause, das ihm einst so begehrlich schien und in dem er so elend geworden war. Einen Augenblick hielt er noch inne als ob er Athem schöpfen wollte, dann schritt er zur That. Schnell schwang er sich über das eiserne Gitter, und eilte zu dem Schuppen, wo stets in dem Holzklotze ein kleines Beil stack. Der Hofhund schlug zweimal an, allein er kam sogleich wedelnd heran, als ihm Jacob mit halblauter Stimme zurief: „Caro, hieher!“ Raschen Schrittes ging er auf die Hausthüre zu und pochte laut. Nichts regte sich, nur von ferne verkündete das Grollen des Donners den baldigen Losbruch des Wetters. Noch einmal schlug er an die Thüre, und da regte es sich innen, schleifende Tritte verkündeten das Nahen des alten Mannes! „Wer ist draußen?“ fragte eine zitternde Stimme. „Nachbar“, antwortete Jacob rasch,

„in Euerem Stall rumort das Vieh, ich glaube daß eins sich losgerissen hat, es ist ein Gewitter im Anzug.“ Der Riegel wurde zurückgeschoben, langsam öffnete sich die Thüre, das kahle Haupt des Greises wurde sichtbar. Der Arm Jacob's hob sich, das Beil blitzte auf den Schädel des alten Mannes nieder. Ein Aechzen, ein leises Wimmern und Alles war vorüber; der Hofbauer lag todt in der Hausflur. Die Großmutter mußte doch etwas gehört haben, sie richtete sich im Bette auf und rief: „Ach Gott, Mann, was giebts denn draußen, wer ist denn da?“

Jacob öffnete leise die Thüre und sagte mit verstellter Stimme halblaut: „Das Kalb hat sich losgemacht, weiter nichts!“ Ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und wieder hob sich der Arm, und wieder blitzte das Beil, und wieder fuhr es mit entsetzlicher Sicherheit auf das Haupt der alten Frau nieder. — Einen jähen Schrei stieß sie aus, der bis in das benachbarte Haus tönte und die junge Lehrersfrau weckte, dann stürzte sie leblos zu den Füßen ihres Bettes nieder. —

Jacob verließ rasch die Stätte der schwarzen That, verschloß die Thüre, und eilte in's Freie. Krampfhaft hielt seine Hand das Beil, als sei es hinein gewachsen. Der Sturm riß ihm die Mütze weg, aber er dachte nicht daran, das Werkzeug der verhänißvollen That in den nahen Bach zu schleudern. Stromweise schoß der Regen nieder, er schien ihm eine wahre Wohlthat, denn er kühlte seine heißen Wangen; die züngelnden Blitze trieben ihn vorwärts; es war ihm als würde er von den Erinnyen mit glühenden Stricken weiter gepeischt. Um 4 Uhr des Morgens langte er in seinem Hause an, öffnete leise die Thüre und war eben im Begriffe, sich in die Schlafkammer zu schleichen, als er zu seinem Erstaunen bemerkte, daß er das ominöse Beil in seiner Hand trug. Halb schaudernd steckte er es rasch

in das Holz, das unter der Stiege aufgeschichtet lag, und begab sich dann zur Ruhe. —

Am anderen Morgen frühe sagte die junge Lehrersfrau zu ihrem Manne: „Ich weiß nicht, hab' ich geträumt, oder gewacht, es war mir, als hörte ich heute Nacht einen lauten Schrei, geh' doch einmal hinüber zu dem Hofbauern, ob dort vielleicht einem von den alten Leuten etwas passirt ist." Der Lehrer ging und war schon erstaunt, das Hofthor nicht offen zu finden, da doch sonst die alten Leute nicht zu den Späten gehörten. Er stieg über das Gitter, öffnete die Hausthüre und fand den alten Mann erschlagen in seinem Blute! Ein Schrei des Entsetzens entfuhr seinen Lippen, seine Haare sträubten sich, er stürzte hinaus und rief seiner Frau: Lisbeth, spring schnell zum Bürgermeister und hole den Polizeidiener, der Hofbauer ist heute Nacht umgebracht worden! Bald war das ganze Dorf um die Unglücksstätte versammelt, mit entsetzten Mienen umstand man die Leichen, aber die allgemeine Stimme ging dahin: „Das hat Niemand gethan, als der tolle Jacob!" Ein reitender Bote eilte zu der nächsten Gendarmeriestation, und Sonntags Morgens um 10 Uhr langten drei Gensdarmen an der Mühle Jacobs an, und begehrten den Müller zu sprechen. Anna sagte zitternd: „Ich glaube, mein Mann schläft noch; es ist Sonntag, da steht er nie früh auf!" „So wecken Sie ihn, wir haben etwas Dringendes mit ihm zu reden." Jacob schlief wirklich felsenfest, als ob das beste Gewissen sein Ruhekissen sei. Erstaunt blickte er die grünen Gestalten an, die in sein Zimmer traten und fragte, was sie wollten? „Ihre Schwiegereltern sind heute Nacht plötzlich gestorben." Anna brach in Jammer und Thränen aus; Jacob aber sagte ganz gelassen; „Was ist denn da viel dabei; es waren halt

alte Leute!" „Ja, fuhr der Gensdarm fort, man glaubt, sie seien umgebracht worden!" „Wirklich", entgegnete Jacob, „soll's möglich sein? Ich habe ihnen schon oft gesagt, sie sollten nicht so allein in dem Hause wohnen, es könnte ihnen etwas passiren!" „Jedermann sagt aber, Sie seien der Thäter, und ich glaube es auch; ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!" rief der Gensdarm, außer sich über diese Ruhe Jacob's. — Dieser kleidete sich langsam an, und sagte zu seiner Frau: „Sei still, Anna, in einigen Tagen bin ich wieder da. Ich weiß nichts von der Geschichte, ich bin gestern Abend bei Zeiten zu Hause gewesen!" —

Der Proceß begann und ein Beweis gegen Jacob war schwer beizubringen, obschon kein Mensch daran zweifelte, daß Niemand anders, als er, die That vollbracht habe. Der Apotheker, der Arzt hatten ihn noch gegen Abend in W. gesprochen; dieser sagte aus, der Puls des Angeklagten sei ruhig und regelmäßig gegangen, wie man das nicht von einem Menschen voraussetzen könne, der eine solche That vorhabe. Die Frau Jacobs beschwor, er sei gegen 10 Uhr heimgekommen und habe sich, nachdem er seine Arznei eingenommen, zu Bett gelegt. Von Spuren war nichts mehr zu entdecken; der strömende Regen hatte Alles weggewischt. Das einzig Gravirende war, daß der Nachtwächter des Dorfes H. behauptete, in jener Nacht gegen eilf Uhr einen Mann von der Statur Jacobs gesehen zu haben, und daß die Wirthin an ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit jenem Manne entdeckte, der in ihrem Hause ein Glas Branntwein getrunken hatte. Das Beil wurde ebenfalls gefunden, aber ohne Blutspuren und Jacob behauptete, es bei seinem Umzuge schon von R. mitgebracht zu haben. —

Der Assisenhof in Zweibrücken begann seine Sitzungen;

dicht gedrängt standen die Massen an jenem Tage, als die Procedur gegen Jacob stattfand. Eine solche entsetzliche That war seit lange in der Pfalz nicht begangen worden, und Jedermann wollte den Thäter sehen. Die Verhandlung nahm ihren Anfang; Alles ging denselben Gang, wie bei der Voruntersuchung. Nur als Jacobs Weib, Anna, vernommen wurde, änderte sich die Sache. Der Präsident redete ihr freundlich und ernst zu, die Wahrheit zu sagen, denn von ihr hänge es ab, ob die gerechte Strafe den Mörder ihrer Eltern erreiche. Jacob warf ihr einen drohenden Blick zu, aber Anna erhob sich muthig und rief: „Du hast mir dieses Leben geraubt, Du sollst mir nicht auch das andere rauben: „Ja, ihr Herren, er ist nicht um zehn Uhr, sondern um fünf Uhr Morgens mitten im Regen heimgekommen!" „Höret sie nicht", schrie Jacob, „sie lügt, diese ganze Brut hat es auf mein Verderben abgesehen!" „So wahr ein Gott im Himmel ist, Du bist der Mörder meiner Eltern!" rief Anna, und sank ohnmächtig nieder. Todtenstille herrschte im Saale. Das Schicksal Jacobs war entschieden. Er leugnete beharrlich, aber der Wahrspruch der Geschworenen verurtheilte ihn zum Tode auf dem Schaffot. — Lange schwankte sein Schicksal; allein der damals regierende König von Bayern, Maximilian II., der nicht gerne Todesurtheile unterzeichnete, begnadigte ihn zu lebenslänglichem Zuchthause. —

An einem kalten Februartage wurde Jacob, der ehemals so stolze und schöne Mann in das Zuchthaus Kaiserslautern verbracht; als sich das schwere, eisenbeschlagene Thor dröhnend hinter ihm schloß, da schienen ihm alle Fäden auf einmal zerrissen, die den Menschen an das Leben knüpfen. Er ahnte, daß er diese Stätte nicht mehr lebend verlassen werde, und so war es auch. —

Nahezu ein volles Jahrzehnt brachte er als Sträfling in Kaiserslautern zu. Seine Mitgefangenen betrachteten ihn mit einer gewissen Scheu; sie fürchteten den wortlosen, finsteren Mann, mit dem Keiner seine Kräfte messen wollte, wie es sonst wohl mit Neuangekommenen geschieht. Jacob war unstreitig in psychologischer Beziehung der interessanteste Sträfling der Anstalt, zumal da er sich energisch jeder Annäherung verschloß. Weder ein Sträfling noch ein Beamter hat ihm in's Herz gesehen. Er schien mit Allem gebrochen zu haben, mit Gott und der Welt; das Leben war ihm das reine Nichts, und der Mensch ein Spielwerk des Schicksals, das ihn widerstandslos in den Abgrund hinabreißt. Man findet manchen schweren Verbrecher, der Prädestinatianer und Fatalist geworden ist. —

Seine Stirne wurde allmählich mit Furchen durchzogen, seine Haare bleichten rasch; bald sah er einem alten Manne ähnlich, namentlich, weil er immer gebeugten Hauptes einherging. Nach Weib und Kind hat er niemals gefragt, überhaupt über seine Vergangenheit nie gerne mit Jemand geredet. Auch blieb er bei seiner Behauptung, daß er unschuldig sei, bis zum letzten Augenblicke. — Er versuchte mit großer Kühnheit mehrmals auszubrechen, allein im letzten Augenblicke scheiterte immer das unternommene Wagniß. Als ihm wieder einmal ein solcher Versuch mißglückt war, beschloß er, keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen, sich verhungern zu lassen. Da dergleichen Vorsätze öfters in einer Straf-Anstalt vorkommen, und nie durchgeführt werden, legte man hierauf kein besonderes Gewicht. Doch diesmal hatte man sich getäuscht; am sechsten Tage wurde er besinnungslos aus seiner Zelle in das Spital getragen. Eine riesenhafte Energie hatte ihn auch diesen Vorsatz durchführen lassen, der sich wohl selten in der Menschheit wiederholen

wird. Der Arzt versuchte alles Mögliche, doch sein Magen nahm nichts mehr an; den besten alten Wein gab er rasch wieder von sich. — Jacob befand sich in einem Zustand des Deliriums; der Hausgeistliche stand in seinen letzten Stunden an seiner Seite. Er träumte augenscheinlich von vergangenen Tagen. Plötzlich richtete er sich auf, ballte die Fäuste und schrie: „Ich muß sie todt schlagen, sie haben mich unglücklich gemacht!" Der Geistliche hatte zur Sterbestunde die Aufseherin Marie rufen lassen, die wohl wußte, wen das Zuchthaus neben ihr beherbergte. Bleich, mit gefaltenen Händen stand sie unter der Thüre, betend für des Sterbenden Seele. Mit einem Male änderte sich sein Antlitz, seine Augen leuchteten und blickten starr nach der Thüre; er streckte die Hände sehnsuchtsvoll aus und rief: „Marie, Marie!"

Er sank zurück, ein sanftes Lächeln umspielte seinen Mund, er war verschieden. —

Der

Untergang von Tarent.

Historisches Schauspiel

in

fünf Aufzügen.

Nehmt hin das Stück, ich schrieb's dem deutschen Volke
Zur Lehre, daß es nimmermehr vergesse
Des Grundes, d'rauf gesunde Staaten ruhn;
Daß es sich hüte vor den süßen Zungen
Die ihm das Loos Tarents bereiten könnten!
Zu spät erschallt des Sehers ernste Klage:
„Die Krone uns'res Hauptes ist gefallen,
„O wehe! daß wir so gesündigt haben!“

Personen.

Pyrrhus, König von Epirus.
Cineas, dessen Minister.
Appius Claudius, römischer Patrizier.
Cajus Fabricius,
Lucius Posthumius,
Valerius Carbo,
Publius Dolabella,
Publ. Valerius Lavinius,
Quint. Aemilius Papus,
Publ. Sulpicius,
Decius Mus,
Cornelius Lentulus,

} römische Generäle.

Milo, Admetus, Arybas, Generäle des Pyrrhus.
Cornelius, Sohn des Fabricius — 12 Jahre alt.
Aristarch, Staatsmann in Tarent.
Achates, Sophist.
Cleophas und Herodorus, reiche Tarentiner.
Zenodot, Cyniker.
Cornelia, Gemahlin des Fabricius.
Philumena, Geliebte des Königs, Hetäre.

Senatoren, Archonten, Leibarzt, Soldaten, Volk 2c.

Der Ort ist abwechselnd Tarent, Rom, und die Felder bei Heraklea und Benevent.

Erster Akt.

I. Scene.

Straße von Tarent. Cleophas und Herodorus später Zenodot.

Herodorus:

Wohin so eilig, theuerster Cleophas;
Ich hörte doch von einer schönen Sklavin
Die Du gekauft, sie ließ Dich weg so frühe?

Cleophas:

Ich war bei Phidias zu Gast, Du weißt
Daß Keiner in Tarent, der an Geschmack
An feinem Geist und Gastfreundschaft ihm gleicht
Wir schieden spät, nun schmerzt mich heut' der Kopf,
Weßwegen ich die frische Seeluft suche.
Zur Volksversammlung will ich nachher gehen.

Herodorus:

Wir haben gleichen Weg! Sie wollen, hör' ich,
'Ne Säule dem Achates zuerkennen!

Cleophas:

Er hätt' sie längst verdient! 'S gibt Neues heute,
Es sind Barbaren, seltsam ausgerüstet,
Hier angelangt; da wird Achates glänzen;
Ich freue mich auf ihn und deßhalb komm' ich.

Herodorus:

Von denen hört ich auch, sie sind aus Rom;
Ich will doch sehen, wie sie sich benehmen.
Die armen Schelme mag der Glanz wohl blenden,
Sie werden dann verlegen! Sag' mir doch,
Ich weiß Du triebst gelehrte Studien,
Was ist das für ein Volksstamm, diese Römer?

Cleophas:

Ein kleines, armes Hirtenvolk, geldgierig,
Beständig aus auf Raub und Kriegsgefahren!
Ich las, sie zögen oft mit Mann und Maus
Aus ihren Städten, um dann reich beladen
Mit fremden Gut im Winter heimzukehren.

Herodorus:

Da ist vielleicht mit einigen Talenten,
Den armen Teufeln aufzuhelfen, 's ist
Gewiß nur so 'ne Art von Bettelei!

Cleophas:

Nein, diesmal müssen sie gezüchtigt werden;
'S gilt uns're Ehre! da ist Ernst am Platz;
Sie schnappten Thurium weg; da klopften
Wir ihnen auf die Finger, und jetzt hör' ich
Sie wollten aufbegehren. Nun, wir leuchten
Den Bettlern heim, daß an Tarent sie denken!

Zenodot: (für sich.)

„Aha, zwei Tarentiner Staatsmänner! da kann ich „was profitiren. Was sie nur wieder ausmachen! Gewiß „was Gescheidtes! guter Rath ist hier theuer, oder vielmehr „billig; sie wollen ihn nicht, und wenn er auf der Straße „läge wie Pflastersteine! D'rum sollst du den Ochsen nicht „in's Horn zwicken. Ich sah gestern die fremden Kerle herein„gehen, trotzige Gesichter, so was Raubvogelartiges! die ver„stehen keinen Spaß! Dergleichen einer verspeist ihre zwei „von diesen duftenden Bürsch'chen! Ja, Tarent ist ein „Fressen, und Rom soll einen guten Magen haben. Ruhig, „Zenodot, wir haben auch was! Große Staatsmänner, herr„liche Redner, und Soldaten? nun, die kaufen wir uns; „wir haben ja Geld! 'S wär auch Jammer und Schade, „wenn sie so Einem das Hirn einschlügen, welche Masse von

„Intelligenz ginge der Welt verloren! Ich wette, sie reden
„von einem hübschen Knaben oder einer neuen Salbe! Was
„ein ächter Tarentiner ist, hat einen Dunstkreis von zwanzig
„Ellen. — Ich mach' mich an sie. — (laut)
„Ihr geht zur Versammlung, edle Herren?"

Cleophas:

Komm' Herodorus, laß ihn geh'n, ich hab'
Mit diesem Mann nicht gern zu thun, sein Mund
Hat so 'n fatalen Zug. Es ist mir immer
Als ob er mich verhöhnte, wär er nicht
Zu arm und kriechend! Schließen wir das Ohr.

Zenodot:

„Verzeiht, wenn ich euch störte, ihr redet gewiß von
„wichtigen Staatssachen. 'S ist doch merkwürdig, der Eifer
„neuerdings unter den jungen Männern. Das wird noch
„wie in Athen, wo für zwei Helden die Stadt zu eng war.
„Mit dem Nachwuchs geht der Staat nicht unter. Ihr
„wollt zur Versammlung, ich begleit' euch."

Cleophas:

Hör', Zenodot, Du weißt ja, ich bin reich,
Ich lieb' Philosophie und plaud're gern
Manchmal ein Stündchen von Unsterblichkeit,
Weltseele und dergleichen spannenden
Geschichten. Zieh zu mir, es zog ja auch
Zum Sokrates den Alcibiades!

Zenodot:

„Herzlichen Dank, ich bin nicht Sokrates! (Bei Seite.)
„Du Affe, Du ausgeblasen Ei! Du Alcibiades? sein Schatten
„war mehr als Du. Nein, das ist der Knochen nicht, mit
„dem Du mich zahm machst! Kauf' Dir Deinen Leibphi-
„losophen wo anders!"

II. Scene:

Forum. Archonten. Posthumius. Curbo. Aristarch. Achates. Die Vorigen. Volk.

I. Archont:

Ist's Euch genehm, Mitbürger, so vernehm't
Was die Gesandten Roms zu sagen haben!

Posthumius:

Die Götter waren günstig, da befahlen
Senat und Volk von Rom, Euch zu verkünden:
Heimtückisch habt Ihr Thuriums Besatzung
Gefangen und die Schiffe Roms verbrannt!
Die edelsten Genossen uns'res Bundes
Verjagtet Ihr! Wohlan, Ihr führt sie wieder
In ihre Stadt, ersetzet ihren Schaden!
Ihr liefert die Verschwor'nen aus, die solchen
Verrath Euch riethen! dann will Rom großmüthig
Den Friedensbruch vergeben und vergessen.

Geschrei — Tumult. Stimmen:

Achates,
Achates, rette uns're Ehre! —

Achates:

Nicht würd' ich's wagen, edles Volk, Dir etwa
Zu rathen, was Du jetzt zu thun hast,
Du bist ja Herr, es ziemt sich nimmermehr
Dich meistern, Deiner Weisheit vorzugreifen.
Doch dem Gefühle, das bei solchem Schimpfe
Sich regte, wie man ihn Dir angethan,
Dem will ich Worte geben, da auch mir
Der Vorschlag alles Blut in's Antlitz trieb!
So kamen einst die persischen Barbaren
Nach Sparta und Athen, um Erd' und Wasser
Als Zeichen der Ergebung zu verlangen.

Zu Sparta schlug man sie und kaum entrannen
Sie in Athen dem gleichen Loos! Aufflammte
Der Väter Zorn, sie griffen zu den Waffen,
Und griechische Begeisterung und Tugend
Zerschlugen den Koloß mit ird'nen Füßen!
Du bist die Mauer Griechenlands gen Westen,
Der Stolz des Vaterlands! Die Bürger blicken
Auf Dich, ob Du der Ahnen würdig bleibest!
Geh't hin, ihr Fremden, kündet, was Ihr sahet:
Ein Volk von Männern, großer Väter Söhne,
Die nicht gewillt, sich fremdem Uebermuth
Zu fügen! Hier ist Geist und Bildung! Dort
Die rohe Kraft! Wir retten Griechenland!
Zum Zeichen, daß wir Euch so wenig fürchten
Als Eu're Götter, biet' ich diesen Gruß!

Macht eine unanständige Geberde.

(Lachen und Beifall!)

Posthumius:

Ein Volk von Buben, Carbo kommt, die Hand
Vom Schwert, sie sind des Zorns von Männern
Nicht werth! Die Saat ist reif! Wir kehren wieder!

(Ab.)

Cleophas:

Sind das nicht kom'sche Kerle, Herodorus?
Die Grazie, mit der er sich bewegte
Und wie er griechisch sprach! Das war zum Lachen!
Die sind 'mal heimgeschickt; und ihre Götter. —
Die dummen Tröpfe! Ja die Götter sind
Zu etwas gut! Es gäb' ja sonst kein Stier
Europens, keine Venus in dem Netze,
Du kennst das Bild in meinem Speisesaal?
Und erst Achates! Nein, die Mimik!

Herodorus:

Ich glaub', den Leuten ward es heimlich angst
Wie er so uns're Tapferkeit herausstrich!

Zenodot (für sich):

„Tarent, das war dein Ehrentag! Ja, wo der Schlamm „oben schwimmt, da kriegt man schmutzige Hände. Der „eine Römer sah so todtenbleich aus und seine Hand zuckte „nach dem Schwerte! Der Spaß, den das große Volk sich „machte, kann üble Nachwehen haben! Doch horch, was „sagt der hochweise Aristarch, unser Plato?“

Aristarch:

Erlaubt mir, edle Tarentiner, daß ich Euch
Nun ungescheut auch meine Meinung sage
Ich fürcht, es hat uns ein gerechter Zorn
'Ne alte Regel ganz vergessen lassen.
Ihr wißt, daß Niemand auch den kleinsten Feind
Soll tödtlich kränken, und das thaten wir!
Schaut hin, die hohen Tempel, goldenen Paläste,
Die Schiffe die im Hafen stolz sich wiegen:
Der Glanz ist unser Stolz, doch leuchtet er
Schon allzulang den Römern in die Augen!
Sie haben jetzt den Grund zum Krieg gefunden,
Und Krieg kann wahrlich unser Wunsch nicht sein!
Sie haben nichts und nichts ist zu gewinnen
Im besten Fall, doch Alles zu verlieren.
Ich weiß zwar wohl, es fließt gut griechisch Blut
In unser'n Adern! doch der Krieg ist Handwerk!
In diesen Dingen reicht der Muth nicht aus;
Die Uebung bringt's allein zur Meisterschaft.
Ein Feldherr fehlt uns, nicht dem Vaterlande,
Ihr wendet ja von selbst hin nach Epirus

Die Augen! Pyrrhus ist der edle Krieger
Den eine Bitte hieher führen wird.
Der Name schon gibt Muth, verbreitet Schrecken
Wir rufen ihn, er kommt — dann siegen wir!

(Jubel des Voks! Ruft ihn! hoch Pyrrhus! hoch Aristarch!)

Zenodot:

„Unser Plato hat eine merkwürdige Fertigkeit den Nagel „neben den Kopf zu treffen; das Volksgeschrei hätt's ihm „schon sagen müssen. Komm' her, Tarent, ich bin dein Doctor, „laß dir was verordnen! Zeig' her den Puls! Ja, ja, dickes „Blut, verdumpf'ner Kopf, da verschreiben wir was Aeußer„liches! Blutegel, die kriegt man in Rom! Was sagt ihr? „Verstopfung? kein Appetit? was Innerliches? na, dann „purgirt! nehmt nur den Pyrrhus ein! Der macht euch „leichter!" (Ab.)

III. Scene.

Meer. Die griechische Flotte. Pyrrhus. Philumena auf einem Polster liegend. Soldaten. Matrosen.

Philumena:

Ich bin der Seefahrt leidig, sehen wir
Nun bald Tarent?

Pyrrhus:

Noch kurze Zeit Geduld,
Dann folgt ein süßer Lohn für alle Mühe,
Es winkt nach der Entbehrung uns Genuß
Großgriechenland ist an Genüssen reich!

Philumena:

Darnach geht nicht mein Sehnen, weißt Du, Pyrrhus,
Seit ich den Theokrit las, hab ich Heimweh
Nach einer Hütte, drinnen Du und ich
Ein einfach ländlich Leben führen wollen!

Wir lassen all den Lärm, das bunte Treiben,
Wir legen Schwert und Kron' und Pupur von uns;
An einer kleinen, stillen Meeresbucht,
Im Schatten der tiefdunkelen Cypressen,
Da wohnen wir, allein, genügsam, fleißig!
Wie schmeckt uns da die schlichte Kost, die Ruhe!
Der Sonne Pracht, die golden aus dem Meere
Emporsteigt und rothglühend niedertaucht
Ist unser einzig Schauspiel! Ach, welch' Bild!

Pyrrhus:

Wie zauberisch sie malt, die Schwärmerin!
Drei Wochen wollt' ich solches Schäferleben
Mit Dir versuchen! Doch ich wett', Du wärst
Nach vierzehn Tagen müde! — „Auf, mein Pyrrhus!
Du bist zu groß für solch ein kleinlich Treiben!
Nimm's Schwert, erob're dir ein Königreich!"
Schau her, wie droben an dem Himmel zieh't
Der Kraniche unzählbar schwarzes Heer,
So decken meine Schiffe unabsehlich
Das Meer bis an den fernsten Horizont!
Sie folgen alle meiner Spur, viel tausend
Erfahr'ne tapf're Kriegerherzen schlagen
Nur mir, und führt' ich sie zu Her'kles Säulen!
Ein reiches schönes Land erwartet uns
Ein tapf'rer Feind, ruhmvoller Kampf und Sieg,
Nicht wahr, das macht Dich stolz auf deinen Pyrrhus,
Gebieterin des Herrschers dieser Welt? —

Philumena:

Genug des Lorbeer's hast Du bald geschlungen
Um deine stolze Stirne, doch es lebt
Ein ew'ger Thatendrang in Männerbrust,

Daß sie mit dem Errung'nen nicht zufrieden
Nach höh'rem Ehrenpreis die Hände strecken.
Die Wünsche sind Verräther Deines Strebens;
Nur denke auch des armen Weiberherzens,
Das ängstlich, athemlos dem stolzen Fluge
Des Adlers zu des Himmels Höhen nachschaut,
In steter Furcht, daß ihn das Auge verliere.
Nein Pyrrhus, lächle nicht ob dieser Thorheit:
Es bangte mir vor jedem Siegeszuge,
Den Du in Asiens prächt'gen Städten hielt'st!
Wie drängte sich da Kopf an Kopf und harrte
Und wenn Du dann dem Kriegsgott gleich daher kamst
Gleichgiltig, stolz die Masse überschauend,
Da fragte Niemand: Ist das Pyrrhus? Nein,
Sie sahen's ja, kein And'rer konnt' es sein!
Still war's, der Jüngling wagte kaum zu athmen,
So feierlich zog's da durch seine Brust:
„Hier ist das Ideal, von dem ich schwärmte!"
Und glüh'nde Weiberaugen bohrten sich
Durch Dein Gewand, ob sie Dein Herz wohl träfen,
Die Kinder hoben sie vom Boden, ihnen
Den Mann zu zeigen, der sie oft geschreckt;
Da ward mir's bald so warm und weit im Herzen:
„Dein ist der Held, dem solche Götterehre!"
Bald ging es eiskalt mir durch Mark und Bein:
„Du arm Geschöpf, wie lange ist er dein?" —

Pyrrhus:

Hab keine Angst! Hier schaue in dies Herz;
Als Alexander, Philipps großer Sohn
Durch Asien zog, kam er in einen Tempel,
Der ist in drei Gemächer eingetheilt. —
Ganz vorn bewegen sich neugier'ge Massen

Gemeines Volk, das nie in's Heil'ge dringt;
Im Heiligthum walten Gottes Diener,
Die auserwählte fromme Priesterschaar;
Und in dem Allerheiligsten, das Niemand
Betreten darf, da steht der Gottheit Thron;
Zwei Genien halten Wacht ob seiner Ehre!
So ist mein Herz! Im Vorhof tummelt sich
Die bunte Masse, die ich zwar benütze,
Mit ihren Köpfen wie mit Zahlen rechnend,
Die nie jedoch in's Heil'ge dringen darf!
Als wie die Auster unwillkürlich sich
Verschließt, die harte Schaale nur dem frechen
Eindringling weisend, so verwahr ich ängstlich
Des Herzen Thüre dem gemeinen Haufen;
Im Heiligthum wohnen meine Diener,
Die tapf'ren Generale und Soldaten,
Die treulich mir im Glück und Noth gefolgt;
Im Allerheiligsten des Herzens aber
Da thront der Gott, dem ich mein Leben weihte;
Die Genien, welche den Altar beschirmen
Sind Cineas und Du! — Sieh' dort, mein Kind!
(Man erblickt Tarent von der Abendsonne beleuchtet.)

Philumena:

Welch' schöner Anblick! Ist das wohl? — — —

Pyrrhus:

Tarent! —

(Wechselgesang der Matrosen und Soldaten.)

Matrosen:

Vorwärts, du stolzes Schiff,
Treibe zum Land,
Gestern in Asien noch,
Heut' an Italiens Strand.

Soldaten:

Fern' oder nahe,
Das gilt uns gleich,
Auf uns'res Schwertes Spitz'
Steht unser Reich!

Matrosen:

Wir führen theu're Last,
Pyrrhus, du Held,
Mit dir durchfliegen wir
Die weite Welt!

Soldaten:

Schrecken geht dir voraus,
Glück folgt dir nach,
Wer dich verläßt, den trifft
Schande und Schmach!

IV. Scene:

Tarent. Herodorus. Cleophas. Zenodot. Ein Herold des Pyrrhus. Volk.

Herold:

Hört an, ihr Bürger, was der große Pyrrhus
Dem Volk Tarents durch mich verkünd'gen läßt:
Ihr rieft den König her aus fernen Landen,
Und schwere Opfer bracht er Euch zu Lieb'!
Mik dreißigtausend Tapfern kam er an,
Sein scharfes Schwert in Eu're Wagschal werfend;
Auch Ihr seid willig; gilt's das Vaterland
So setzt Ihr Euer Blut an seine Freiheit.

D'rum werdet Ihr zweitausend attische
Talente zahlen für die Truppen, ferner
Wird jeder Bürger sich zum Kriegsdienst stellen,
Um mit Aufbietung aller uns'rer Kraft
Den Feind mit einem Schlage zu vernichten! —

Cleophas:

Er bittet uns, wie man den Esel bittet;
Was sagst Du zu der Botschaft, Herodorus?

Herodorus:

Empörend! Doch was ist zu thun? Sieh' nur
Die trotzigen unheimlichen Gesellen,
Die übermüthig durch die Straßen streichen
Und spöttisch lächelnd uns zur Seite drängen!

Cleophas:

Das Geld, nun ja, das wollt ich noch bezahlen,
Ein Königsschwert läßt sich nicht billig kaufen!
Der rauhe Krieg war nimmer unser Handwerk;
Wir dingten ihn, an uns'rer Statt zu kämpfen
Nun will er uns in Dienst, will haben, daß
Im Feld' wir liegen und im besten Fall
Barbarenhand den Schädel uns zerschlägt. —
Laßt Euch erwürgen, wohlfeil Material
Und gut genug, um Römer Feld zu düngen!
Was geht mit Eu'rem Tod der Welt verloren?
Nein, Geld und Leben ist zu viel verlangt! —

Zenodot (für sich):

„Das ist die Preisfrage: Pyrrhus befreit uns von „den Römern, wer aber befreit uns von Pyrrhus? Der sitzt „nun warm wie der Igel beim Maulwurf! Da droben auf „der Burg geht's lustig her und die Bürger machen sau're

„Gesichter. Da sind zwei Tapfere, was ich ihnen vormache?
„Ich hab's! Hört Bürger, eine neue Schreckenskunde!"

Cleophas und **Herodorus** zugleich:

Was ist? was hörtest Du? heraus damit!

Zenodot:

„Pyrrhus will die einflußreichsten Bürger als Geißeln
„mitnehmen und bezahlt Tarent nicht auf den Kreuzer, dann
„heißt's (macht eine Bewegung des Kopfabschneidens.)

(für sich):

„Das gibt 'ne Völkerwanderung."

Cleophas:

Fort Herodorus, eilt, das trifft auch uns;
Ich ziehe die freiwillige Verbannung
Der Knechtschaft vor. Es kommen bess're Tage
Einst wieder, da man uns're Kräfte braucht,
Dann denkt das Vaterland an uns! für jetzt
Sind wir genöthigt, der Gewalt zu weichen! (Ab.)

V. Scene.

Die Burg. Pyrrhus. Cineas. Später Milo.

Cineas:

Wir haben zweimal uns getäuscht, mein König,
In unser'm Freund gewiß, und wie ich fürchte
Noch mehr im Feinde! Sie belogen uns
Da sie uns schrieben von Sammiterhilfe;
Belogen uns mit ihrer Tapferkeit!
Tritt her an's Fenster, siehe, wie sie fliehen
Die feigen Wichte, weil sie kämpfen sollen!

Pyrrhus (auflachend):

Sie fliehen? das sind Griechen? wo ist Milo?

Milo (eintretend):

Befehlt Ihr was, mein König?

Pyrrhus:

Siehst Du da
Die Leute durch die Thore eilen, auf,
Nimm Deine Reiter, haue sie zusammen,
Sag meinen Truppen, daß sie diese Tröpfe
Beerben! Tilgt die Häuser von dem Boden
Und schreibt auf einen Schandpfahl ihre Namen!

(Milo ab.)

Fahr weiter Cineas! Ich brauch' sie nicht,
Ihr Geld nur! Was sprachst Du von unser'm Feinde?

Cineas:

Ich bitte Dich mein König, sei nicht sorglos,
Es werden manche sonderbare Dinge
Von diesem Volk und seiner Art erzählt.
Vorsicht ist auch des größten Feldherrn Pflicht,
Bis er den Feind erkannt, den er bekämpft.

Pyrrhus:

Meinst Du, ich lasse mir den alten Namen
Durch einen ungestümen Anlauf rauben?
Ich freue mich auf einen tapfer'n Feind.
Der Kampf allein ist schön, den Aug' in Auge
Mit Aufgebot der Manneskraft man kämpft,
Der Sieg allein ist wirklich ehrenvoll
Wo beide muthig nach der Palme ringen
Und Geistesgegenwart den Ausschlag gibt.

(Ab.)

Zweiter Akt.

I. Scene.

Römisches Lager bei Heraklea. Lavinius. Decius Mus. Admet. Soldaten. Zelt.

Soldat:
Es steht ein Offizier von Pyrrhus draußen,
Er gab mir diesen Brief und harrt der Antwort!

Lavinius (das Schreiben betrachtend):
'S ist griechisch, holt mir den Gefangenen
Von gestern, der wird's lesen können — doch
Willst Du's vielleicht versuchen — Decius?

Decius:
Das Lesen laß ich griech'schen Komödianten
Ich kann nur schreiben hier mit dieser Feder
(deutet auf sein Schwert.)
Wenn Du derart was zu besorgen hast.

Der Gefangene (liest):
Der König Pyrrhus, Schirmherr Griechenlands,
Entbietet allen Römern seinen Gruß. —
Da ich von diesem blut'gen Zwist vernahm,
Der Römerheere in das Land Tarents
Geführt, beschloß ich, eilends aufzubrechen,
Um dieser Stadt den Frieden zu erhalten!
Zu diesem Ende zieht Ihr Eu're Truppen
Zurück und schickt Gesandte nach Tarent!
Dort will ich unparteiisch Eu're Sache
Mit meinen Räthen prüfen und mein Spruch
Wird jeder der Parteien zuerkennen
Was ihr gebührt. — Mein königlicher Name,
Vom Freund geachtet, fürchterlich dem Feinde,
Deß Ruhm bis in das Inn're Asiens drang

Bürgt Euch dafür, daß diesen meinen Worten
Der Nachdruck nöth'genfalls nicht fehlen wird;
Doch hoffe ich, Ihr werdet mich nicht zwingen
Euch Euer eig'nes Beste aufzudrängen.

Lavinius:

Ruft mir den fremden Krieger her', ich denke
Er soll die Antwort leicht behalten können!

(zu Admet, der eintritt)

Sagt Eu'rem König, daß er ungerufen
Hieher kam, daß er sich in Dinge mischt,
Die ihn nichts angeh'n, daß kein irdischer Name,
Noch Prahlen eines Menschen uns erschreckt!
Sagt ihm, daß wir den Weg aus diesem Lande
Mit diesem guten Schwert ihm weisen wollen. (Ab.)

Admet:

Kurz ist die Antwort, ob auch gut, das wird
Die Zukunft zeigen. (Ab.)

II. Scene.

Schlachtfeld. Die Vorigen. Pyrrhus mit Gefolge. Soldaten.

Lavinius:

Der Hohlweg ist um jeden Preis zu halten
Ein wicht'ger Posten! Decius, Du willst?

Decius:

Laß mir den Posten! Denke an das Vorrecht,
Das mir die Väter durch ihr Blut erkauft!

Lavinius:

So nimm ihn, ich will auf den ander'n Flügel,
Wo Milo mit thessal'schen Reitern steht;
Sulpicius wird's Centrum kommandiren.
Zuvor laßt uns der Götter Gunst gewinnen,
Daß sie den Sieg auf uns're Seite lenken.

(Ab mit Gefolge.)

Decius (zu den Soldaten):
Versteckt euch hier, ich will indessen ausspäh'n
Ob Niemand naht; Da drüben wüthet schon
Die Schlacht! Was schleicht da für Gesindel bei?
(Es kommen Tarentiner Soldaten.)
Bleibt ruhig, bis ich's sage, die sind unser!

Römischer Soldat (streckt den Kopf hervor):
Wie viele sind's?

Decius:
Ein tapferer Soldat
Zählt nie den Feind, er fragt nur, wo er steht.
Was schreit der spindelbein'ge Schuft?

Anführer der Tarentiner:
Der Hohlweg
Ist unbesetzt! ein einz'ger Mann steht droben!
Hört, Freund, ergebt euch!

Decius:
Kommt doch näher, Lieber,
Ich hör' nicht recht! Ihr wollt durch diesen Hohlweg?
Das geht nicht gut, ich hab' 'nen trift'gen Grund
Hier bei der Hand! (zieht das Schwert.)

Anführer der Tarentiner:
O, Frechheit! vorwärts Leute!

Decius:
Nur drauf, schont Keinen. Ha, weil ich allein . . . .?
Die Tarentiner fallen erschrocken über einander und werden zusammengehauen! Truppen des Pyrrhus kommen in den Rücken!
Die schwere Kost kommt nach, jetzt gilt's die Zähne!
Soldaten, hier gibt's bess're Arbeit! Drauf!

Admet:
Ergebt Euch, Eu'rer Ehre habt ihr wahrlich
Genug gethan!

Decius:

Ein Decius ergibt
Sich nicht.

(dringt vorwärts und wird erschlagen. Schleudert sterbend das Schwert in die Luft.)

Ihr ew'gen Götter, schützet Rom!

Pyrrhus (geht über das Feld):

Ein zäher Feind! Das war der härt'ste Kampf
In meinem Leben, hatt' ich nicht die Reiter
Und Elephanten, dann war's aus! sie liegen
So wie sie standen, herrliche Soldaten!
Wie viele sind gefangen?

Arybas:

Herr, fünftausend! —

Pyrrhus (für sich):

Gewinn' ich sie, dann hab' ich den Verlust
Des heut'gen Tag's verschmerzt! Auf nach Tarent;
Wir müssen uns erholen! —

III. Scene.

Tarent. Volkshaufen. Gefangene. Admet.

1. Bürger:

„Ihro dreißigtausend sollen ankommen!"

2. Bürger:

„So viel fing man? Wie viel gab's Todte?"

3. Bürger:

„Ach was Todte! Die gingen gleich auf und davon!
„Was sich untereinander todt trat!"

1. Bürger:

„Was wir nur mit ihnen anfangen?"

2. Bürger:

„Das gibt Sclaven, da kriegt gleich einer 20—30!
„Ich höre, Achates hat eine Volksversammlung berufen! Er
„will einen Panegyrikus halten; nachher sollen die Ge-
„fangenen auch zur Sprache kommen!“

3. Bürger:

„Die sind doch gerade wie gerufen! Da liegt mein
„Schiff nun schon 14 Tage leer im Hafen. Das gibt so 'ne
„Ladung nach Egypten! Die trägt was ein! Es sind
„gesunde Kerle und das ist bei den Frauen dort am Hofe
„beliebte Waare! (lacht.)
Da kommen sie!“

(Die Gefangenen ziehen vorüber! Tumult! Höhnende Stimmen.)

1. Bürger:

„Nun seid Ihr in Tarent! beseht's Euch recht! Ihr
„habt Zeit!“ —

2. Bürger:

„Ja, das Tarent läßt sich nicht so wie Ihr meint, in
„den Sack stecken!“

3. Bürger:

„Unser Geld steckte den Buschkleppern in der Nase!
„Jetzt wollen wir die Kriegskosten an ihnen herausschlagen!“

(schlägt nach Einem, die Anderen heben Steine auf.)

Admet (herbeieilend):

Hinweg, Gesindel! sag ich. —

(Treibt sie mit flachem Schwerte weg. Sie laufen schreiend davon.)

IV. Scene.

Freier Platz. Pyrrhus. Cineas. Milo. Die Gefangenen. Sulpicius.

Pyrrhus:

Wie Männer habt Ihr Euch geschlagen, Römer,
Das Kriegsglück war jedoch bei unser'n Fahnen!

Ihr kennt den Kriegsbrauch, wißt was Eu'rer wartet!
Und doch wär's schade, wenn so tapf're Krieger
Ein elend Sclavenleben führen müßten!
D'rum höret meinen Vorschlag, nehmet Dienste
In meinem Heere! Glänzend will ich's lohnen;
Wir zieh'n von Sieg zu Siege, uns're Fahnen
Hintragend an der Schneegebirge Abhang;
Ein jeder Tag bringt neuen Ruhm und Glanz;
Mit Stolz könnt ihr den Kindern noch erzählen:
Auch wir gehörten zu des Pyrrhus Phalanx!
Nun wählet zwischen Ruhm und Sklaverei!
(Man hört fernen Lärm und Geschrei.)
Geh, Milo, sieh', woher des Pöbels Lärm!
(Milo ab.)

Sulpicius:
(aus den Reihen der Gefangenen tretend)
So wählen wir die Sclaverei! wir wollen
Uns tödten lassen, oder was noch ärger,
Als Sclaven diesem feigen Volke dienen,
Eh' wir die Schwerter wider Rom erheben.
Das achten wir für solche Schmach, daß auch
Kein Ruhm der Welt sie jemals decken könnte
'S gibt keinen Preis, um den wir's Vaterland
Verrathen; so wie ich, so denken Alle!

Pyrrhus:
Ein unbegreiflich Volk, die Römer!

Cineas (für sich):
Früher
Gab's auch 'ne Zeit, wo unser Volk so dachte,
Da hätt'st Du sie begriffen.

Pyrrhus:
Pflegt sie gut.
(Die Gefangenen werden abgeführt).

Milo (kommt):

Das war Dir ein Spectakel, Herr, sie stritten,
Wie viel Gefang'ne jeder kriegen sollte;
Sodann beschlossen sie nach einer Rede
Dir 100 Säulen in der Stadt zu setzen.

Pyrrhus:

Nimm 50 Mann und fahre unter sie
Mit Ruthen, daß Ihr nicht das Schwert entwürdigt;
Sag ihnen, daß sie nun genug geschwätzt,
Ich sei es satt; und jag sie auseinander! (Milo ab.)

(zu Cineas):

Verächtlich Volk! Der Alten große Worte
In dieser Leute Mund sind eitle Phrasen!
Sie plündern Jener Werke, sich zu schmücken;
Ein schlotternd Prachtgewand um ein Skelett!
Es scheint die Armuth nie erbärmlicher
Als wenn sie noch in stolzen Fetzen geht! —
Der Tag war reich an Täuschung, Cineas
Komm, laß uns rathen, was nunmehr zu thun!

(Beide ab.)

V. Scene.

Spaziergang bei Tarent. Froschgraben. Zenodot. Cineas.

Zenodot (mit einem Stecken):

„Ruhe! Aristarch hat's Wort! Schweig', Achates!

(Schlägt einem auftauchenden Frosche auf den Kopf):*

„Was, Redefreiheit? Ihr habt Freiheit, aber unter'm „Wasser. Jeder in seinem Gebiet. Halt', Cleophas! dage„blieben?" (Schlägt nach einem anderen)

„Heißt das sich opfern? — Ist Niemand da, der sich „empören will? Will mich Keiner umbringen? Ach Götter! „wie froh' wär' ich, wenn einer 's Herz hätte! Tyrannen-

„mörder, ha ha ha! Sie werden mir gleich eine Bildsäule setzen!“

Cineas (geht vorbei):

Was treibt der Kauz da für ein seltsam Spiel?
Ich red' ihn an! Was schafft ihr guter Freund?

Zenodot:

„Ach was, das ist nichts geschafft! Kaum der Rede „werth! Ich unterdrück' 'ne Republik! Nein, sie war schon „drunten! Ich richt' sie nur so 'n bischen her, nach meinem „Geschmack! Die Bursche sind auch wirklich recht dankbar! „So oft sie ein's auf's Dach kriegen, beschließen sie: Er „hat sich um's Vaterland sehr verdient gemacht!“ —

Cineas:

Ihr seid wohl aus Tarent?

Zenodot:

„Woher denn? Meint ihr, ich ziehe eben erst in das „Nest? die Ratten wandern ja schon aus! daß ich gerade „recht käme zum Zusammenbruch! Ihr haltet's auch nicht!“

Cineas:

Ich merk', Ihr seid von einer Secte, sicher
Ein Philosoph?

Zenodot:

„Die Wahrheit ist hier 'ne Secte! Gerade Einen „Mann stark! Ja, Herr, alles Ding hat seine zwei Seiten, „nur Tarent nicht! Beseht's Euch, woher Ihr wollt! 'S ist „morsch! Ich sage, 's ist knochenbrüchig! Das Mark ist „fort! Könnt ihr Todte lebendig machen?“

Cineas:

Das kann kein Mensch! —

Zenodot:

„Was verlängert Ihr denn die Qual? Wahrlich, wenn „all die Säulen da spucken könnten, wir brächten nicht Ge„sichter genug auf! 'S ist Zeit, daß wir wegkommen! „Für unseren großen Namen haben wir schon viel zu lang „gelebt!“ (Verhüllt sein Haupt.)

Cineas:

Mein armes Griechenland! Die Weisheit findet
Sich nur bei Narren noch!

Dritter Act.

I. Scene:

Rom. Senat. Cineas. Appius Claudius. Consuln. Senatoren.

Cineas:

Mein König sendet mich in Eure Mitte
Ihr Römer, Euch den Frieden anzubieten.
Ihr staunt vielleicht, Ihr fragt, wie kommt der Sieger
Zu diesem Schritt? Schenkt mir geneigtes Ohr,
So will ich schlicht, wie Ihr es liebt, den Grund
Erklären! — Als wir uns mit Euch gemessen,
Da fanden wir Euch ebenbürt'ge Gegner!
Nun sagte sich mein König: Ist die Welt
So reich an Männern, daß sie sich einander
Hier würgen müßten! Nein, 's ist Raum genug
Für beide Völker! Laßt uns Freunde werden,
Kein fest'rer Bund, als der auf Achtung gründet.
Was nützt es Euch, wenn Ihr das griech'sche Wesen
Mit seiner Kunst und Bildung ausgerottet?

Was hilft es uns, wenn wir in blut'gen Schlachten
Die junge kräft'ge Saat zertreten würden,
Die hoffnungsvoll in diesem Staat emporsprießt?
Ein großer Grieche sagt, es sei die Freundschaft
Ein Kind des Mangels und des Ueberflusses:
Nun wohl, wir geben Euch und nehmen wieder,
Wir geben Euch Erfahrung, nehmen Jugend,
Und diesem Paar gehört die weite Welt! —
So höret auch den Vorschlag, den der König
Euch thun läßt, zart besorgt für Jedes Ehre!
Großgriechenland bleibt ein neutral Gebiet;
Der König wird alsbald Italien räumen
Und Euch die Kriegsgefang'nen wiedergeben!
Bedenkt es wohl, 5000 tapfre Männer,
Die in Epirus schmähl'che Sclavenarbeit
Verrichten müßten, kehren fröhlich wieder,
Erhöhen Eu're Macht und bringen Freude
In manches Haus, wo man sie traurig mißte! —
In Eu'rer Hand liegt dieser Tapf'ren Freiheit
Sie rufen tausendstimmig: Friede, Friede! —

Beifälliges Gemurmel und Kopfnicken der Senatoren — die Thüre wird geöffnet, der blinde und lahme Appius Claudius von Sclaven hereingetragen und in der Mitte des Saales niedergelassen.

Appius Claudius (sich erhebend):

Ein Ruf ging durch die Hallen, der vom Tode
Mich wecken könnte, der mich zweifeln läßt,
Ob's noch die alten Römer, die hier tagen!
Ihr laßt Euch Frieden von dem König bieten
Der fremd in diesem Land, der Euer Sieger?
Ihr laßt Euch von der süßen griech'schen Zunge
O Schmach! in Rom Bedingungen dictiren?

Wir gaben Frieden nur dem todten Feinde!
Verdorren soll die Hand, die ruht vom Kampfe
Bevor Italiens letzter Stamm besiegt,
Bevor der fremde König diesen unser'n Boden
Geräumt. Das Volk, selbst die Gefangenen,
Sie wollen Krieg! Er schlug uns einmal, wohl,
Er schlägt uns nochmals, dann ist er verloren!

Consul:

Ihr habt gehört des Pyrrhus Anerbieten
Und auch des Claudius Rath! Entscheidet nun!

Senatoren:

Krieg, Krieg! —

Appius Claudius (sich niederlegend):

Nun sterb' ich gern, ich hör', es sind noch Römer!
(Ab.)

II. Scene.

Straße. Bürger.

1. Bürger:

„Beinahe hätte sie der Grieche weich gebracht! Da kam „der alte Claudius, ich meine, der setzte ihnen den Kopf „zurecht."

2. Bürger:

„Ja, ich könnte meinen Sohn zurück kriegen, wenn's „Frieden gäb'. Doch lieber einen Sohn in Ehren todt, als „lebend mit Schande." —

3. Bürger:

„Ich muß diesmal auch mit; doch mich hätte so leicht „kein Grieche wankend gemacht!" —

1. Bürger:

„Italien gehört unser, lieber soll Rom nicht stehen, als „daß noch Jemand neben uns herrsche!"

2. Bürger:

„Daß sie nicht an die Schande dachten, die man unseren „Gesandten in Tarent zugefügt! Wenn ich daran denke, „geht mir die Galle über!“

3. Bürger:

„Das Nest muß weg, und wenn's auch mein Leben „kostet! Seh't, hier kommt Appius Claudius. 'S ist sonst 'n „stolzer Mann und liebt nicht unser einen, aber heute hat „er seine Sache gut gemacht. Begleiten wir ihn nach Hause!“

(Jubelruf. Begleitung!)

III. Scene:

Kleine Villa des Fabricius vor der Stadt mit Veranda.
Cineas. Fabricius. Cornelia und Cornelius.

Cineas (vor dem Hause):

Wie einfach diese röm'schen Großen wohnen!
So war's auch einst in Griechenland, bevor
Privatmanns Haus die Tempel überragte!
(Erblickt Cornelia.)
Verzeiht mir edle Dame, dies ist wohl
Die Wohnung des Fabricius, der gütig
Mich einlud, seines Hauses Gast zu sein.

Cornelia:

Seid Ihr der griechische Gesandte, welcher
So trefflich seines Königs Sache führte?
So heiß' ich Euch willkommen, tretet ein
In dieses schlichte Haus, mein Mann ist draußen,
Den Sklaven auf dem Felde nachzuseh'n.
(Treten unter die Veranda.)

Cineas:

So kümmert Ihr Euch auch um Staatsgeschäfte?
Ich dächte, zarte Frauen sollte man
Mit diesem widerwärt'gen Ding verschonen!

Cornelia:

Wir würden denn aus unser'n Knaben Römer?
Die Männer zieh'n zum Streite oder jagen,
Da ist's an uns, in's zarte Herz der Kinder
Die höchste Lieb' zum Vaterland zu pflanzen.
Einathmen müssen sie den Haß, die Liebe;
Es gibt kein stärkeres Gefühl, als das
Tief schon in jugendliche Brust gesenkt wird!

Cineas:

Ist Keiner Eu'rer Lieben in Tarent
Gefangen, edle Frau? Daß ich durch Fürsprach'
Ihn lösen könnte? —

Cornelia: (zögernd):

Ja, mein Bruder kehrte
Nicht wieder! (rasch)
Doch bemüht Euch nicht, er will
Kein bess'res Loos als alle Ander'n! — Seh't
Hier kommt mein Mann! Er wird mich schelten, daß
Ich thörichtes Gespräch, statt Speis Euch darbot!

Fabricius (hereinkommend):

Willkommen, Gastfreund, mir in diesem Hause,
Das allerdings nicht griechische Genüsse
Euch bieten mag! —

Cineas:

Doch and'rer Art, davon
Das Herz genesen könnte, wär' es möglich!

Fabricius:

Hier ist die Quelle uns're Kraft. Dies Haus
Und diese Felder bergen das Geheimniß!
'S ist nicht die Arbeit, nein, 's ist die Erholung,
Die uns befähigt, daß wir frischen Muth's
Die schwere Bürgerpflicht erfüllen können!

Cineas:

Doch wie, wenn plötzlich ein Diktator nun
So viel Genuß an seiner Allgewalt
Gefunden hätte, daß er auf Erholung
Verzichtete?

Fabricius:

Wir fürchten keinen Feind
Wir sind gefeit nach Außen, wie nach Innen!
Bau' noch so starke Mauern um Dein Land,
Die stärkste Mauer wird in's Herz gebaut;
Die beste Festung ist ein fester Muth,
Ein treuer Sinn; kein Römer sucht das Seine:
Rom ist ihm Alles; Formen und Gesetze
Bewahren vor Verbrechen nicht, die Burg
Des Staates ist der Geist in seinen Bürgern.
Wir geben neidlos, in bedrängter Lage
Nicht kleinlich auf die eig'nen Rechte pochend,
Dem Vaterland zu Liebe alle Macht
In Eines Hand, und zwar in die des Stärksten.
Und sonder Ueberwindung gibt der Starke
Die Macht zurück, die er allein zur Rettung
Des Staat's gebraucht, nicht eig'ne Größe suchend! —

Cornelius

(einen jungen Wolf hinter sich schleppend):

Schau, Vater, Mutter, schau das Thier, ist's wahr,
Ist das ein Wolf?

Cornelia:

Ihr Götter, sag' Cornelius,
Wie kamst Du zu dem Thier?

Cornelius:

O Mutter, gelt
Du bist nicht böse, daß ich's todtgeschlagen?
Ich lag da drunten, auf der Wies' am Walde,
Da kam das Thier und fiel mein Lämmchen an;
Da hatte ich den Dolch, Du weißt, den mir
Der alte Claudius einst gab, den nahm ich
Und lief hinzu und stach ihm in den Rachen;
Er hat mich auch gekratzt! Ein bischen nur,
Doch 's thut nicht wehe! Vater hatt' ich recht?

Fabricius:

Ein jeder and're röm'sche Knabe hätte
Es ebenso gemacht! Geh nun hinein;
Ich habe mit dem fremden Mann zu reden.

Cornelia: (gen Himmel blickend):

Komm' her mein Sohn, ich danke euch, ihr Götter!
Für diesen Sohn! — (Ab.)

Vierter Akt.

I. Scene:

Tarent. Pyrrhus. Cineas.

Pyrrhus:

Welch' trüb' Gesicht, Du bringst nichts Gutes, Freund?

Cineas:

Seltsame Dinge sah ich, König, die
Bisher ich nur in Büchern möglich glaubte!
Ein Heimweh nach der Jugend meines Volk's
Hat mich ergriffen! — Doch sie kehret nimmer!
(Pause.)
Ich war, mein König, mitten unter Adlern,
Die dieses Aas zum Raube nehmen werden!
Und hättest Du des Atlas Schultern, nimmer
Hielt'st Du den Einsturz ab von dem Gebäude!
Hier höchstens ein'ge Männer, welche thurmhoch
Die Masse überragen, deren Genius
Den Staat erhält! In Rom sind keine Großen,
Das Volk ist groß, und sein Geist trägt das Ganze!
Hier diesem Volke haben seine Weisen,
Den Götter-Glauben aus dem Herz gerissen,
Und mit ihm starb sein Kind, die gute Sitte;
Sind diese zwei der Menschenbrust verloren,
Ihr könnt sie nimmer künstlich wieder schaffen!
Der rechnende Verstand führt's Regiment!
Doch jenem Volke blieb sein Glaube heilig,
Es hängt an Vätersitte felsenfest,
Begeistert setzt es alle nieder'n Güter
Daran, wenn's Ehre oder Freiheit gilt.

Hier, welche Ohnmacht! ihre größten Thaten
Sind Worte, jener Worte selbst sind Thaten.
Hier ein verkäuflich, sich wegwerfend Wesen,
Ihr Bester zeigt schwachherz'ge Selbstverachtung,
Und weh' dem Volk, deß Beste Witz und Spott
Hergießen können über eig'nes Elend!
Dort fand ich Mannesstolz und Selbstvertrauen;
Ich stand in ihrem Rath, als wie vor Königen.
Uns Griechen ist zu groß der Väter Rüstung,
Die Tempel, Bilder, Säulenhallen schau'n
Verächtlich nieder auf ein Volk von Zwergen.
Dort ist ein Jüngling, dem der Väter Haus
Zu eng, der mächtig sich nach allen Seiten
Hin ausdehnt, ja den Erdball noch zersprengt;
Als wie ein Gießbach frisch, urkräftig sich
Durch Felsen in die weite Eb'ne drängt
Begierig, Herrlichkeit und Glanz zu schauen,
So dringt dies kleine Rom in's Völkerleben
Und inn're Kraft schafft ihm die stolze Zukunft!

Pyrrhus:

Welch' Loblied, wahrlich 's fehlt nicht viel,
So wär'st Du Römer 'worden! Hör', das schmeckt
Sehr nach Weltbürgerei! Ich bleib' ein Grieche!
Der Griechen Schwanensang hast Du gesungen,
Nun, sag mir auch, was räth'st Du mir zu thun?

Cineas:

Ein ehrenvoller Rückzug ist das Einz'ge,
Was wir erstreben müssen! Und ich hörte
Sie wollen wegen der Gefangenen
Gesandte senden; durch großmüth'ge Art,
Gelangst am leichtesten Du noch an's Ziel. —

Pyrrhus:

Das glaub' ich nicht, nach Deinem Loblied dürfte
Ein fester Sinn dem Volke imponiren.
Ich will sie jedenfalls den schimpflichen Empfang
Vom letzten Male ganz vergessen lassen;
Bestell' ein Mahl und lad' die Generale. —

(Cineas ab.)

Verfluchte Schwärmerei! Sie schwärmt für's Land,
Er für die Römer! Was der Mensch nicht ist,
Das dünkt ihm groß! Ich mein', ein kleiner Grieche
Ist doch was And'res, als ein großer Römer! —
Die Zeit ist nicht zum Schwärmen angethan
Als höchstens für Epirus! Wär ich dort —!

(Nach einigem Besinnen.)

Die tugenhaften Leute seien arm
Sagt Cineas; es gilt nur eine Probe,
Ob das der schwache Punkt, durch den vielleicht
Des Philipp goldbelad'ner Esel auch
In diese Festung käme. —

(Ab.)

II. Scene.

Dasselbe Lokal. Pyrrhus. Fabricius.

Pyrrhus:

Ich war der Sieger und ich bot Euch Frieden;
Noch keinem Volke that ich solchen Vorschlag,
Und glaubt mir, Viele sah ich bittend schon
In meinem Lager! doch Ihr stießt die Hand
Zurück, den blut'gen Krieg kampfgierig wählend!
Was führt Euch nun zu mir, Ihr stolzen Römer?

Fabricius:

Was wir beschlossen, steht uns felsenfest,
Es erbt der Eltern Vorsatz auf die Kinder.
Den Frieden such' ich nicht; doch viele Römer
Habt Ihr gefangen, deretwegen komm' ich.
Wir wissen, edler König, daß Ihr Eu're Truppen
Bezahlen müßt! Verlangt so viel Ihr wollt,
Wir sind zwar arm, doch selbst das letzte Kleinod,
Wir opfern's gerne, gilt's der Bürger Lösung!

Pyrrhus:

Nicht alle Griechen sind um Gold zu kaufen!
Lag Euch an dieser Armen Freiheit etwas,
Ihr hättet sie mit Ehren haben können.
So thöricht bin ich nicht, mit dieser Schaar
Des Feindes Heer zu stärken vor der Schlacht!

Fabricius:

Ihr irrt Euch, edler König, jeder Schlag,
Und wär's der härteste, er macht uns stärker;
Die Söhne, Brüder, alle rufen Rache,
Und Aller Sehnen stählen sich zum Kampf.
Ihr werdet schwächer selbst durch Eu're Siege.
Wer kann Euch all' die tapferen Solden,
Die kriegsgewandten Führer, die gefallen,
Ersetzen? Wahrlich nicht Großgriechenland!

Pyrrhus:

Ein Zauberkreis zieht sich um meine Fahnen,
Und jeder Sieg bringt schlachtergraute Truppen,
Die keine Heimath kennen, als das Lager. —
Doch lassen wir das nun — heut' Abend
Seid Ihr bei mir zu Gast, dort werdet
Ihr meine Generale finden! — (Ab.)

III. Scene.

Gastzimmer. Pyrrhus. Philumena. Milo. Abmet. Arybas. Cineas. Fabricius. Dolabella. Leibarzt. Diener. — Im Hintergrund ein Bild, die Belagerung von Rhodus vorstellend.

Pyrrhus:

Sieh' hier Philumena, die Theokrite,
Von denen Du und Cineas geschwärmt!
Und doch, der Arm, — wir können was erzählen,
Der heute noch den Pflug gelenkt, weiß morgen
Sein Schwert und Schild nicht minder gut zu führen!

Philumena:

Ich schätze Beides hoch; es sog die Kraft
Zum Kampfe jener Riese aus dem Boden!
Ich möchte Euer Leben kennen lernen.

Fabricius:

Ein einfach rauhes Leben, schöne Frau,
Einförmig, durch Gefahr und Arbeit köstlich,
Noch Vieles giebt's zu lernen, ohne Schläge,
Geht's da nicht ab, wie dieser Meister zeigte.

Pyrrhus:

Ihr seid mir zu gelehr'ge Schüler; nicht wahr
Der Dolch gefällt Euch, Papus? Aus Byzanz
Ein Beutestück, egypt'scher Schmiede Arbeit!
Wir Griechen haben den Gebrauch, Gastfreunden
Ein kleines Freundschaftszeichen zu verehren.
So nehmt den Dolch, er war Euch schon bestimmt,
Euch, Dolabella, geb' ich dies Geschenk,
Und Euch, Fabricius, dies Schwert, ich führt' es
In meiner Faust bei manchem heißen Kampf.

Fabricius:

Wir nehmen Eu're Gabe, tapf'rer König,
Und ihr Gebrauch soll ihren Geber ehren.

Pyrrhus:

Sagt meinem Schenken, daß er Chierwein
Nun rüste; holt' die Cither, Dein Gesang
Belebt, Philumena, die ernsten Männer.

Dolabella:

Welch' herrlich Bild, doch saget mir, Admet,
Was ist das für 'ne Kriegsmaschine, welche
Von diesen Männern da geschoben wird?

Admet (deutend):

Dort war ich auch dabei, es war vor Rhodus,
Als Poliorketes lange vor der Stadt lag,
Da baut' er diesen Thurm, zwei Stockwerk hoch,
Das Inn're barg die sturmbereiten Krieger,
Die Räder dienten, die Maschine nahe
Zur Stadt zu schieben, diese Brücke legte
Sich auf die Mauer, leichten Weg bereitend.

Dolabella:

Ein schönes Werk; ihr nahm't damit die Stadt?

Admet:

Nein, ihre Bürger wehrten sich auf's Blut;
Mit unlöschbarem Feuer steckten sie
Den Thurm in Brand!

Dolabella:

Welch' tapf're Bürger! —

Der Wein wird gebracht; der Mundschenk und Leibarzt reicht den Becher dem König!

Fabricius:

Trink't nicht, mein König, vor ihr diesen Brief
Gelesen, der mir heute heimlich zukam. —

Pyrrhus (liest):

Schickt eilig einen Boten, ziehet Eu're
Soldaten an die Stadt. Des Königs Leibarzt
Und Mundschenk ist gewonnen. Heute Abend
Beim Fest soll uns ein kühler Trunk erlösen
Von dem Tyrannen, der uns niederhielt.
Im ersten Lärm wird man die Thore öffnen
Und Eu're Truppen, im Verein mit Bürgern
Vernichten sonder Mühe den betäubten Feind!

(Lacht.)

Ein höllisch Plänchen, würdig eines Griechen!

(Winkt dem Mundschenk.)

Der Wein riecht sonderbar, versucht ihn doch!
Ihr zittert, Freund! Du willst nicht, Sclave?

(Zieht das Schwert.)

Ich sag': trink!

(Der Mundschenk trinkt und fällt in Zuckungen.)

Wer war's, der Deine Treue
Erschüttert durch sein Gold?

Der Munschenk (sterbend):

Achates!

Pyrrhus:

Hinweg mit dem, wer ist Achates, Milo?

Milo:

Ihr wißt noch Herr, wie wir auf Eu'ren Wink
Die Volksversammlung auseinander jagten,
Da war der Mann g'rad mitten in der Rede,
Als ich ihn mit der Ruthe unterbrach,

Und heulend floh er von dem Plauderkasten.
Wenn ich mich recht entsinne ist er auch
Derselbe, der einst Rom's Gesandte höhnte. —

Pyrrhus (zürnend):

Die Freundschaft auf den Lippen, Gift im Herzen,
Den Segen in dem Munde, Fluch im Sinn,
Den Frieden auf der Zunge, in der Brust Verrath:
Wart' falsche Schlange, ich zertrete dich!
Hör', Milo, eil' hinab in die Quartiere,
Befiehl den Truppen Ruhe, nimm vierhundert
Von Deinen Reitern, sprenge durch die Straßen
Und schreit: der König todt! die Römer kommen!
Die Bürger, die vor ihre Häuser eilen,
Die rennt zusammen, das sind uns're Feinde.
Die Häuser, Kostbarkeiten, laß ich Euch,
Das Gold ist mein, ich brauch' es morgen nöthig.
Die Kröte, den Achates, fangt lebendig,
Ich weiß noch Bess'res als den Tod für ihn.

Milo ab.

Die Zither ist ja da, Philumena,
Laß uns ein lustig Stücklein hören.

Philumena: singt:

Frau Venus hatte zum Gemahl
Vulkan, den Wappenschmied,
Der arme Mann litt schwere Qual,
Sie ließ das Lieben nit!

Chor: Sie ließ das Lieben nit!

In ihren Netzen fing sie sich
Die Männer ohne End',
Da sann Vulkanus ärgerlich,
Wie er sich rächen könnt'!

Chor: Wie er sich rächen könnt'!

So sann er hin, so sann er her,
Ging in die Werkstatt still,
Dem Netz entgeht sie nimmermehr,
Das ich ihr machen will!
Chor: Das ich ihr machen will!

Er machte einen güld'nen Helm,
'Nen stolzen Roßschweif d'rauf
Cupido selbst, der kleine Schelm,
Setzt ihn dem Kriegsgott auf!
Chor: Setzt ihn dem Kriegsgott auf!

Frau Venus sah sich an den Held,
Da war's um sie gethan,
Sie fiel in's Netz, das ihr gestellt
Der Wappenschmied Vulkan!
Chor: Der Wappenschmied Vulkan!

Wo Mars nun weilt, der tapf're Gott,
Da weilt Frau Venus auch,
Ein Liebchen fein, ein Liebchen roth,
Das ist Soldatenbrauch!
Chor: Das ist Soldatenbrauch!

Pyrrhus:

Ein fröhlich Lied fürwahr, gefiel's Euch, Papus?

Papus:

Ich hörte nie solch' schöner Stimme Klang!

Fabricius:

Erlaubt, mein König, daß wir uns zurückzieh'n;
Schon graut der Tag; es ist das lange Zechen
Uns ungewohnt. —

Pyrrhus:

Ihr bleibt noch morgen,
Ich hab' mit Euch noch Wichtiges zu handeln.

(Römer ab.)

IV. Scene.

Gemach des Fabricius. Fabricius. Cineas.

Cineas:

Mein König sendet mich, in seinem Namen
Für seines Lebens Rettung Euch zu danken;
Gar mancher hätte den Verrath benützt,
Verächtlich von sich stoßend den Verräther.

Fabricius:

Ich dachte heute schon, was dann geschah,
Wenn Pyrrhus dem Verrath erlegen wäre?

Cineas:

Was dann geschah, was soll ich's Euch verhehlen?
Er ist der Grundstein dieses stolzen Baues,
Er ist das Band, das diese kühnen Truppen
Zusammenknüpft, die weder Sprach noch Götter,
Noch Vaterland gemeinsam haben, die
Von Byzanz und Epirus bis Aegypten
Zusammenkamen, Ruhm und Beute suchend.
Ist Pyrrhus todt, so lösen sich die Glieder;
Ist irgendwo ein Krieg, ein and'rer Name
Wohlklingend für Soldatenohren, eilig
Versuchen sie's mit ihm, heut auf der Seite

Des Drängers kämpfend, morgen des Bedrängten.
So hoch der König auch sein Reich gethürmt,
So tief ist dessen Fall, schließt er die Augen,
Es kann kein Zweiter seinen Harnisch tragen.

Fabricius:

Es ist doch traurig, wenn auf einem Namen
Ein Staat beruht, wenn eines Menschen Leben
Und Tod des Landes Wohl und Weh' entscheidet!
Wir schaaren uns um Rom, und Rom ist ewig! —

Cineas:

Um so viel größer ist der Dienst, den Ihr
Uns Allen habt erwiesen, nehmt deßhalb
Die Ehrengabe, die der König beut! —
(Stellt einen prächtigen Pokal mit Gold gefüllt auf den Tisch.)

Fabricius:

Hinweg damit, ich that nur meine Pflicht,
Ist das was Großes? Muß man das bezahlen?
Mir hättet Ihr das nimmer bieten sollen.
Nützt Frieden Rom, so werd' ich Frieden rathen,
Da brauchts kein Gold; ist aber Krieg sein Vortheil,
So rath' ich Krieg, trotz einem Berg von Golde!

Cineas:

Ihr deutet's falsch, mein König ist großmüthig,
Er möchte rasch und königlich belohnen,
Verzeih't, wenn er die rechte Wahl nicht traf!
Er kennt nur sich und Griechen. —

Fabricius:

Saget ihm

Ich werd' ihn selbst noch heute sprechen, Abschied
Zu nehmen und zugleich ihm Dank zu sagen
Für seine Gastfreundschaft.

Cineas: (für sich):

Dies Rom ist doch
Der einzige gesunde Fleck auf Erden!
Wie lange wird es noch die Heimath bleiben
Für Treue, g'raden Sinn und Einfachheit?
Ich glaube fast — Versuchung ist nicht weit,
Sie nah't sich Keinem stärker, als dem Starken! —
Die Leute sind gepanzert, griech'sche Künste
Verfangen nicht! Ich hatte abgerathen,
Ich wußte, daß wir nur Beschämung ernten;
Der König hat's gewollt! (Ab.)

V. Scene.

Burg. Pyrrhus. Fabricius. Im Hintergrunde Achates gefesselt.

Pyrrhus:

Ihr wollt jetzt fort, es ist nicht meine Art,
Daß ich als Schuldner Jemand ziehen lasse;
Euch danke ich mein Leben, und mein Tod
Hätt' doch viel tausend tapfer'n Römern Freiheit
Gegeben und Euch schweren Kampf erspart! —

Fabricius:

Wir streiten nicht mit Gift, und selbst wenn Rom
Damit gerettet würde; eher soll es fallen. —
Herstellen kannst Du die zerstörten Städte
Die Ehre nimmer, die Du selbst vernichtet,
D'rum sinke lieber Rom, als seine Ehre!

Pyrrhus:

Ihr denket edel, doch der gleiche Sinn
Ist unter Griechen auch nicht ausgestorben.
Bis morgen kehren die Gefangenen
In ihre Heimath, doch mit dem Beding,
Daß sie in diesem Kriege nicht mehr kämpfen!

Fabricius:

Ich danke Euch, Rom bleibt Euch tief verbunden!

Pyrrhus:

Noch eine Bitte! Seht die Creatur!
(deutet auf Achates)
Das ist der Mensch, der Euere Gesandte
Vor allem Volk beschimpft, den nehmet mit,
Und schenket ihn in meinem Namen Carbo,
Er ist in meinem Sinn dort aufgehoben. —
Zieht denn mit Gott; wenn Ihr Euch nicht besinnet,
So seh'n wir uns im Felde wieder! —

Fabricius:

So sei's im Felde! König, lebet wohl! — (Ab.)

VI. Scene.

Straße. Fabricius. Dolabella. Zenodot.

Zenodot (sich krümmend):

Hilfe, Hilfe! ich bin vergiftet!

Fabricius:

Das Vergiften scheint hier Tagesordnung!

Dolabella:

Was fehlt Dir, Mensch, hast Du was verschluckt?

Zenodot:

Ihr Götter, ich habe Tarent im Leibe!
Welche Hitze, ich muß sterben!

Fabricius:

Ein Narr!

Zenodot:

„Was, Narr! Glaubt Ihr, Tarent läßt sich so ohne
„Schaden verschlucken? Leichengift! Und von welcher Leiche?"

Fabricius:

Ich verstehe den Menschen nicht, gehen wir weiter.

(Ab.)

Zenodot:

Wann Ihr mich verstehet, ist's zu spät!
Wer groß werden will, will verderben!" — (Ab.)

Fünfter Act.

I. Scene.

Römisches Lager bei Benevent (Morgen). Cornelius. Lentulus. Fabricius. Soldaten.

1. Soldat (essend):

„Ich will auch gleich zu Nacht essen; heut' Abend „könnt's für mich nichts mehr geben. —

2. Soldat:

„Ich glaub' auch, 's wird ein hart Stück Arbeit! 'S „ist ein alter geriebener Fuchs! Doch nicht der erste, den „wir aus dem Loche räucherten. — Die Zeichen waren so „günstig, wie nie!"

3. Soldat:

„Ich hab' so 'n eigenes Orakel! Wenn's mich Morgens „vor der Schlacht in den Beinen juckt, kriegen wir Schläge, „juckt's mich aber im Arme, so theilen wir aus; und heute „juckt's mich im Arme!"

1. Soldat:

„Sie haben immer Neues! Ich hörte von Mord= „maschinen, mit denen sie uns schrecken wollen!"

2. Soldat:

„Ach was, schrecken! 'S ist alles Fleisch und Bein! „Und da geht's Schwert durch! Das macht auch 's größte

„Maul verstummen! Und das ist denn doch am Ende die „Hauptsache!“

3. Soldat:

„Davon kann ich was erzählen! Da läuft gestern „so 'n Kerl herüber, kaum sitzt er, so thut er auch schon 's „Maul auf und prahlt von seinen Thaten und wie er vor „Rhodus über einen 10 Ellen breiten Graben gesprungen „wäre! Da war gerade ein Bach, so ziemlich von der „Breite, da sagte ich: Hier spring, hier ist Rhodus! Da „hatten wir ihn gesehen!“

1. Soldat:

„Können sie solche Sätze machen, das schadet gar nichts! „Gelegenheit sollen sie kriegen.

Seht die Feldherrn!“ —

Fabricius:

Das muß man sagen! in dem raschen Wechsel
Der Stellung, in der Tactik ist er Meister!

Lentulus:

Ich sah schon oft, wie den gewandt'sten Fechter
Ein einfach grader Stoß zu Boden warf!

Fabricius:

Sieh' nur auf die Reserven; 's schadet nie
Bei solch' verschlag'nem Feind auf alle Fälle
Gefaßt zu sein!

Lentulus:

Ich werd' es nicht vergessen!
Des Heeres Stimmung scheint mir gut, ich sehe
Nur fröhliche Gesichter! Hör't, Soldaten:
Soeben kam ein Bote mit der Nachricht,
Daß im Samniter Land der Feind geschlagen!

Heut' gehen uns're Adler in den Kampf,
Wir haben alte Scharten auszuwetzen,
Rom blickt auf uns! Was lassen wir ihm sagen?

Soldaten:

„'S gibt gute Botschaft, Feldherr! Wir machen's den „Brüdern nach! Führ' uns, wir siegen! (Ab.)

II. Scene.

Griechisches Lager. Pyrrhus. Soldaten. Später Zenodot.

1. Soldat:

„Ich weiß nicht, der Dienst will mir gar nicht behagen. „Nie Ruhe! Immer in den Waffen liegen!"

2. Soldat:

„In Macedonien ging's vorig' Jahr doch auch hart „her, aber solche Waldteufel sind mir noch nie vorgekommen. „Zweimal muß man einen todtschlagen, und wenn's dann „schreit: Rom, Rom! dann zwinkert er nochmal mit den „Augen!"

3. Soldat:

„Wenn's noch der Mühe werth wäre! Da lob' ich mir „die Egypter; wenn wir so einen auszogen, hatte er Gold für „ein halbes Jahr bei sich! Die haben keine drei Heller!"

1. Soldat:

„Und weniger werden 's auch nicht! Sie schicken uns „noch die Weiber, daß sie uns in die Augen fahren! Zäh' „wie Leder ist das Volk, und Gesichter machen die Kerle, als „ob sie allen Essig Griechenlands im Leibe hätten!"

2. Soldat:

„Umsonst lassen sie sich todtschlagen! Sie kriegen auch „keinen Knopf!"

3. Soldat:

„Heut' probir' ich 's noch einmal! Gibt's kein Ende, „dann gehe ich nach Sicilien! Dort ist die Furie auch los „und fettere Weide! Seh't den Pyrrhus! Sein Gesicht „gefällt mir heute gar nicht!

Pyrrhus (allein):

Bei Heraklea liegen meine Besten,
Und der Ersatz, ich hätt' ihn besser nicht! —
Rom's Festigkeit und meine Feldherrnehre,
Wer von den zweien endlich siegen wird?
Sie sind unbeugsam wie das dunkle Fatum,
Auf Frieden hab ich keine Hoffnung mehr.
So gilt's denn Kampf! Ich geb's noch nicht verspielt!
Und selbst im schlimmsten Fall, so eile ich
Hinüber nach Epirus, wo ich alten Boden
Und alte Feinde finde, die ich kenne;
Sonst, wenn's in eine Schlacht ging, fühlt ich mich
So sicher, stolz, ich war des Sieges Bürgschaft,
Heut' liegt ein Alp auf mir, ich glaub' es ist
Die dumpfe Todesstille in dem Lager
Da drüben, die unheimlich mich berührt!
Wenn's nur ein Lebenszeichen gäbe! Horch!
Das sind Trompeten! Auf, zum Kampf, ihr Griechen!
Da kommen sie, die ihr schon zweimal schlugt!
Noch dieser Sieg, dann geht's nach Griechenland!

(Der Kampf wogt hin und her und zieht sich auf die Seite.)

Zenodot

(setzt sich auf einen Stein):

„'S ist aus, ganz aus! 'S war ja nur eine Galgen-„frist. Hier sterb' ich! Der Mensch hat doch das Stückchen „Erde gern, aus dem er selbst formirt ist! Und wär's

„Tarent! Sie haben Befehl, keinen Tarentiner zu schonen!
„Hab' Dank, Tarent, für die erste Wohlthat, einen ehren=
„vollen Tod! He, Römer, ich bin aus Tarent!"

Römischer Soldat
(ersticht ihn):

Das hättest Du nicht so laut sagen sollen!

Zenodot (stirbt):

Tausend Dank!

Soldat (verwundert):

„Der Mann starb muthig! Das war kein ächter Ta=
„rentiner!" (Ab.)

III. Scene:

Am Hafen von Tarent. Pyrrhus schifft sich ein. Cineas. Milo. Fliehendes Volk.

Bürger:

Sie kommen, sie sind schon vor den Thoren! Flieh't!

Milo
(hält die Menge von den Schiffen ab):

Ihr flieh't! Ihr Tröpfe! Hin auf Eu're Mauern!
Wozu sind sie gebaut, ist noch ein Restchen
Von Scham in Euch, so schützet Weib und Kinder!
Gilt's denn zu fallen, wohl, so sei der Fall
Doch also, daß man Euch bedauern kann!

Anderer Bürger
(zu dem Tempel stürzend):

Rettet Euch! Feuer, Mord! hin zu den Göttern!
(Feuerschein — die Burg brennt.)

Milo:

Was, Götter! Eu're Götter können nichts,
Nur die vermögen was, an die man glaubt!
Wozu habt ihr die Schwerter, laßt Euch doch
Nicht schlachten wie die Schafe; würgt Euch selbst!
'S ist zum Verzweifeln, auch kein Funke Kraft!

Anderer Bürger
(mit einem Pack):

„Nehmt mich mit, nur mich! Hier ist Gold, Edelsteine!
„Alles ist Euer, wenn Ihr mich rettet!"

Milo
(reißt ihm dem Pack aus der Hand und wirft ihn in's Schiff! Der Bürger fällt auf die Knie; Milo ihn wegstoßend.)

Hinweg; Ihr hindert uns! Ich kann ja auch
Nicht mit, für was denn das Geplärr! Macht Platz
Für uns're Schwerter, nein, Ihr seid nicht werth
Daß Euch die Sonn' bescheint! Welch ein Gewinsel!
(Die Römer dringen heran — das Schiff stößt vom Lande.)

Cineas
(steht auf dem Schiffsende):

Durch Schwerter fällst du nicht, du stolzes Rom!
Das sterbende Tarent macht dich zum Erben!
Dies Erbtheil ist dein Fluch! Mit dieser Beute
Führst du, wie einstens Troja, ahnungslos
Den Feind in deine Mauern! Fallend zieht
In sein Verderben Griechenland den Sieger!

(Der Vorhang fällt.)

E n d e.

Gedichte.

Dem treuen Freundeskreise
K. in L.

gewidmet.

Was uns einst in schönen Stunden
Aufgeheitert und ergötzt,
Hab's in einen Strauß gebunden,
Leg' es Euch zu Füßen jetzt. —

Auf den Bergen.

4. August 1865.

Meinem Lehrer Richard Rothe.

Nur auf Bergen ist Freiheit, hinweg aus den dumpfigen Thälern,
Mühsam athmet die Brust, eng und begrenzt ist der Blick.
Giftige Dünste entsteigen dem Sumpf, verpesten die Lüfte,
Sieh' nur die Züge so schlaff, nirgends ist Leben und Lust.
Fort aus dem Nebel, hinauf nach dem Licht und näher der Sonne!
Eilig ergreife den Stab, droben ist frischere Luft! —
Lang schon war mir verleidet das Treiben, ich hasse den Stillstand,
Laß mir nicht schnüren die Brust, noch auch beengen den Blick.
Viele Geheimnisse wohl, doch keine Begierde zu forschen,
Vorurtheil viel und Geschmäh, Wühlen im Staube nach Gold!
Selbstgefällige Mienen und Prahlen mit Anderer Arbeit,
Viele Gesetze — kein Recht, Drohungen viel — ohne That.
Also fand ich die Masse, ein Jeglicher glaubte, sein Dörfchen
Bilde die Mitte der Welt, Mitte des Dorf's jedoch Er. —
Aufwärts stieg ich mit Lust, stets leichter wurden die Schritte,
Weiter schweifte das Aug', labender wehte die Luft.
Siehe, da trat aus den Büschen ein Mann mit freundlichem Antlitz,
Bot sich mir an als Gesell, wollte mir weisen den Pfad;

„Abgründe gibt's, ich kenne den Ort, und täuschende Wege
Führen Dich tiefer hinab, während zu steigen Du glaubst."
Mancherlei fragt' ich, erfreute mich stets erschöpfender Antwort,
Was mir bedeutend erschien, wurde nun klein und gering.
„Vorsichtig halte das Urtheil zurück, beengt ist der Standpunkt,
Nimmer gelingt der Vergleich, eh' Du das Ganze geschaut."
Also mahnte der Freund, wir klimmten zur felsigen Spitze.
Gleich dem geöffneten Buch lag nun die Gegend vor mir.
„Wie das Bekannte verändert erscheint, wenn geändert der Standort,
Hab mich doch oft schon getäuscht," also gestand ich dem Freund.
„Eines gereiht zu dem Andern, so gibt's ein umfassendes Urtheil,
Einseitig bleibst Du, beschränkt, schaust Du nicht oben herab.
Also ist's mit dem Leben, wir streben empor zu der Höhe,
Nur wer droben bei Gott, der überschauet die Welt.
Vielerlei Wege führen hinauf, ein jeglicher Forscher
Oeffnet die Pfade zu Gott, sucht er die Bahnen zum Licht.
Geh'st Du betretenen Weg, so hüte Dich, And're zu schelten,
Weil sie nicht folgen der Spur, brechen sich selber die Bahn.
Keiner hat Wahrheit allein, wir haben sie Alle zusammen,
Dann sind die Räthsel gelöst, wenn wir uns schaaren um Gott.
Was uns Handel und Wandel und Wissenschaft haben errungen,
Was uns geschaffen die Kunst, was uns gebildet Geschmack,
Alles führet hinauf zu den ragenden Höhen des Lebens,
Wo Du mit richtigem Blick schaust in das bunte Gewühl.
Regel und Einheit wirst Du gewahr in wirrem Getriebe,
Findest im Chaos die Spur, ahnest im Zufall Gesetz.
Treffen die Suchenden jubelnd zusammen am Throne des Schöpfers,

Dann ist das Wesen des All's gründlich erfaßt und erkannt.
Jeglicher Streit ist geendet, sie reichen sich friedlich die Hände,
Wenn sie harmonisch geeint, schließen den himmlischen Kreis.
Wie einst Moses, der Held, auf Berges Spitze geführet,
Sah' mit verklärtem Gesicht nieder in Canaans Flur,
Also leitet der Vater noch heut' erlesene Männer
Höher als anderes Volk, öffnend das Auge und Ohr.
Glänzenden Blick's verkünden sie dann die bessere Zukunft,
Schenken uns neue Ideen, reinerem Aether entstammt.
Fröhliches Leben entsprießt dem befruchteten dürren Gefilde,
Wasser aus himmlischem Quell schlürfet das durstige Volk,
Schlechte Gewohnheit rotten sie aus, sie ziehen uns nach sich,
Wenn sie mit sicherem Schritt weisen die Bahnen der Zeit.
Alte Schranken durchbrechen sie kühn, und neuen Gesichtskreis
Oeffnen sie diesem Geschlecht, dessen Propheten sie sind. —"
Also sprach er, es senkte mein Haupt sich sinnend zu Boden,
Da ich es wieder erhob, war er entschwunden im Thal. —
„Ob auch Er ein solcher Prophet?" so fragte ich staunend,
Muthiger wurde das Herz, still und bescheiden der Sinn!

Eine Fahrt.

(1865.)

„'Ne weite Fahrt! Ob mir Etwas begegnet?
So Viele hatten doch schon Abenteuer;
Und ich noch nie! Wer mir nur die verfluchten Augen,
Die nüchternen geschenkt?" Mit diesen Worten eilt' ich
Nach einem Wagen. — Sie saßen bunt gewürfelt,
Der Eine stumm, der Andere gesprächig,

Der Eine fröhlich, Jener dort gedrückt,
Ein höflich unterthänig Wesen hier, dort Grobheit,
„Der Mann ist reich.“ — So wunderbarlich würfelt
Das Leben uns zusammen! Doch wir müssen Alle
Den gleichen Weg, wir müssen uns gewöhnen.
Ein Jeder hat 'ne Gabe, zu erfreuen, zu gewinnen;
So schicke dich, gib gern' das deine; soll die Reise
Nicht freudlos sein, mußt du die Herzen dir erschließen. —
Hört nur das Zischen und Stöhnen,
Das Brausen und Toben
Wer leidet Gewalt?
Nur widerwillig fügt die mächtige Natur,
Sich schwacher Menschenhand! Gedenkst du, stolzer Erdgeist,
Wie du einst Delphi's Priesterin begeistert,
Wie du mit deinen reizenden Gestalten
Den Himmel noch bevölkert? Damals dienten dir
Die größten Sterblichen von deiner Kraft bewältigt.
Die Dichter, Denker, Maler, deinem Zauber
Erlagen Alle, Alle priesen, schmückten dich.
Nun bist du Knecht; ein and'rer Geist von oben
Hat dich gebannt, wir zwingen die Materie,
Wir zügeln die Natur! Das ist des Menschengeistes Freiheit!
Du bist nun uns're Beute, uns'res Sieges Schmuck,
Es ziert kein stolzerer Gefang'ner den Triumph.
Von dir getrübt ward auch der Klarste düster,
Nun wirst du selber mehr und mehr durchleuchtet,
Wir kennen dich, d'rum träg'st du ew'ge Ketten. —
Laut keuchend, tiefen Athem ziehend, beugt
Das Ungethüm sich höherer Gewalt. —

Wie langsam schleicht der Zug im Anfang,
Doch nun ist er im Laufe, schneller und schneller

Reißt uns die fremde Gewalt, wir müssen weiter.
Die Bäume, Dörfer fliegen vorüber, ist's ein Traum?
Welch' schöne Gegend? Wird hier angehalten?
„Hier möcht' ich weilen." Vorwärts, Vorwärts!
Und rastlos eilen wir durch heit're Fluren, düst're Thäler. —
So fließen stille auch der Kindheit Tage,
Dem Bächlein gleich, das unter Waldesschatten schleicht;
Bald wird's ein Fluß, die Masse seiner Wogen treibt
Ihn weiter, rauschend stürzt er über Felsen,
Zerstörend, segenbringend eilt er unaufhaltsam,
Bis alles Leben spurlos sich im Meer verliert. —
Wär ich erst confirmirt! Kommt bald die Zeit
Da ich die alte Musenstadt begrüße, um ein Leben
Voll Poesie und Freiheit, Lieb' und Lust zu führen?
Da ist der Hochzeitstag! Halt ein! Umsonst,
Es gibt kein Halt! Vorüber, vorüber!
„Laßt mich den Vater begraben, laßt mich
Nur eine Stunde weinen an der treuen Mutter Sarg!"
Vorwärts, vorwärts! Fluch über dich, du kalte,
Unbarmherz'ge Zeit! O welche Thorheit, sich zu sehnen,
Nach einer Freude! Schein ist alles Leben!
Es reißt uns höhere Gewalt in diesen Wirbel,
„Gedenk an dich, und halte, was dich rettet."
Weiter und weiter geht die tolle Fahrt.
Mir schwindelt; ruft man nicht bekannte Namen?
So weit schon? Bald sind wir am Ort,
Der dein Ziel! Halte dich gerüstet! Jetzt — — —
Als man uns Kinder nannte, sagten wir: „Wie weit noch!"
Wir wurden Jünglinge und wurden Männer;
„So weit schon?" fragten wir erstaunt. Besinnend legte
Die welke Hand der Greis an's graue Haupt.

Und in der That, es sind ja andere Gesichter
Da um mich her; 's ist and're Tracht und Sprache,
Ein and'res Aussehn hat der ganze Wagen. — — —
Bald auch das Leben! Ach geschwunden sind die Freunde,
Die traulichen Genossen mir gewöhnt! Hier bin ich fremd;
Und was sie sprechen, ist mir unverständlich.
Ich bin vergessen! Unbemerkt schleich' ich hinweg,
Ein And'rer füllt den Platz, wer redet noch von mir?
Der Rasen deckt mich freundlich! Eine Einzige
Erinnert sich noch meiner, wird im Enkelkreise
Vom rauhen, treuen, fabelreichen Todten noch erzählen.
So kommen und gehen die Menschen, wer merket sie?

Was war das für ein Stoß? Die Leute schauen,
Ein tobend Thier stieß wider die Maschine,
Die es, zermalmte, federleicht zur Seite schob.
Welch' eine Kraft, wer mag ihr widerstehen?
Wer greift dem Rad der Zeit in seine Speichen?
Wer könnte hemmend sich dem Lauf der Dinge,
Dem ewig, unveränderlich beschloss'nen,
Entgegenwerfen? Wer will der Entwicklung
Der Weltgeschichte and're Bahnen weisen?
Das Bächlein lenk'st du, nimmermehr den Strom!
Stets breiter wird der Zeiten Spur, ihr Bette tiefer
Stets sicherer ihr Lauf; es ballten gestern
Die Wolken sich, die heute deine Flur verheeren.
Gesponnen sind die Fäden, d'raus dein Gott
Am Zeitenwebstuhl wirkt der Zukunft Bild. —
Es geht der Wagen rollend über deine Leiche
Du kühner Mann! Dein Untergang erhöht
Den Ruhm des Lenker's, der mit sicher'm Auge,
Und unbeirrt durch schwacher Menschen Sperren,

Die Zeit nach jenem großen Ziele führt,
Wo sie in's Meer der Ewigkeit versinkt.
Dort ist nicht Sterben, noch Geborenwerden,
Kein Kommen und kein Gehen mehr.
Das ist der große Weltensabbath, da der Schöpfer
In dem Pleroma ruht; wann seiner Kinder Vollzahl
Vergeistigt, dann ist Er in Allem Alles.

Pan's Tod.

Aus einem alten Schiffsbuche vom Jahre 33 n. Chr.

(1865.)

Mittag war's, die neunte Stunde, als wir nah' bei Paxä fuhren,
Fischlein spielten in dem Wasser, folgten uns'res Schiffes Spuren,
Träumend stand ich auf dem Decke, freute mich der Frühlingsluft
Die berauschend fernher brachte, Morgenlandes Zauberduft.

Plötzlich legt ein düst'rer Schleier sich unheimlich über's Meer,
Daß am dunkeln Himmelszelte, flimmerte der Sterne Heer,
Todesstille herrschte ringsum, — als vom nahen Ufer drang,
Weithin durch die Lüfte tönend, geisterhafter Stimme Klang:

„Schiffer, führt der Lauf des Schiffes, den Paluden dich vorbei,
Künde dort die Trauerbotschaft, daß der Pan gestorben sei!"
Leise stöhnen alle Stangen, ächzend fährt hindurch der Wind,
'S war ein Klagen, wie die Mutter klaget bei dem todten Kind.

Die Paluden lagen vor uns, und ich hielt das Schifflein an,
Meldete die Trauernachricht von dem Tod des großen Pan.
Da ward Leben auf der Insel, Schatten huschten hin und her,
Ein herzbrechend Jammern tönte, durch die Nacht weit über's Meer. —

Und ein röchelnd Ungeheuer stürzte sich vom Fels herab,
Sucht', verzweifelnd ob der Kunde, in der Tiefe sich das Grab, —
Welch' ein Schauern durch das Meer hin, saget: starb der Fürst der Welt,
Daß man auf der weiten Erde solche Todtenklage hält?

Dichtertraum.

(Ein Schwank.)

1865.

Dumpfrollend eilen über's Pflaster die Karossen,
Und murmelnd drängt ein dichter Menschenschwarm,
Sich durch die engen hohen Gassen München's.
Wohin der Strom? Was ist das für ein Zauber,
Der in der Großstadt solche Massen lockt?
In hellem Glanze strahlt des Schauspielhauses Fronte,
Ein neues Stück wird heute aufgeführt!
Die großen Zettel nennen seinen Namen:
„Der Untergang Tarents.“ Es soll mit höchstem Glanze
Gegeben werden, weil's der König so befohlen. —
Ich sitz' in meiner kleinen Loge unbeachtet,
Und schaue bangen Herzens auf die Menge,
Die bald das Haus bis obenhin gefüllt. —
Der Uniformen bunte Pracht, der Orden Schimmer,

Der Damen schöner Kranz im Perlenschmucke,
Der Wohlgeruch, der durch die Räume strömt!
Mir schwindelt, was vermag ich denn zu bieten,
Um solchen Kreises Beifall zu gewinnen?
Man wartet, welche bange Qual des Wartens,
Wo hatt' ich je solch' bange Viertelstunde?
Doch horch! Ein Wagen rollt, Hochrufe tönen,
Und raschen Schrittes tritt in seine Loge
Der schlanke Fürst mit dunkeln Träumeraugen,
Vom freud'gen Jubelruf des Volk's begrüßt. —
Der Vorhang steigt empor, da liegt Tarent
Mit seinen stolzen Tempeln und Palästen.
Wie stattlich schreitet Pyrrhus, wie bezaubernd
Ruht dort Philumena auf ihrem Polster!
Das Publikum wird warm, die Leute spielen brav,
Selbst Zenodot erscheint im rechten Lichte.
Der feine Cineas, Fabricius, der Ehrenmann,
Gewinnen lauten Beifall. Schon im dritten Akte
Verlautet, daß der Dichter gegenwärtig.
Im vierten Akte deutet mancher Finger,
Blickt manches Aug' nach meiner Loge, und nachdem
Die stolze Stadt, vom Feuerglanz beleuchtet,
In Trümmer sank, und Cineas der Seher
Prophet'sche Worte über Rom gesprochen,
Da brach der Sturm und Jubel los im Hause.
Man ruft den Dichter, bleich und tief ergriffen
Erheb' ich mich, mit stummem Neigen dankend.
Da öffnet sich die Thür, ein Adjutant des Königs
Entbietet mich zu Seiner Majestät.
Der Fürst empfängt mich freundlich, dankt
Für den Genuß, den ihm das Stück bereitet.
„In Anerkennung Ihrer Leistung nehmen Sie!“

So spricht er, greift an seine Brust, und reicht . . . . . .
Es klopft! Herein! Der Bote tritt ins Zimmer,
Er greift in seine Tasche, reicht mir ein Packet,
Von München kam's. — Mein Stück war abgewiesen.

Der Großmutter Abschied.

(1865.)

Es war ein klarer, stiller Herbstesabend,
Da saß Großmütterlein, wie es so pflegte,
Vor seiner Thür'. Ein friedlich Bild:
Die alte Frau mit weißem Häubchen,
Von dunkeln Traubenblättern rings umrahmt,
Die üppig an dem Giebel sich emporgerankt. —
So mocht' es auch den Leuten scheinen, die vom Felde
Nach Hause kehrten, Alle boten ihr den Abendgruß,
Und freundlich nickend dankt' das Mütterlein. —
'S ist morgen Sonntag, und da ist das Dörfchen
So heimlich, wenn nach einer Woche saurer Arbeit,
Behaglich Alles sich der Ruh entgegensehnt.
Die Straßen sind so rein, die Mienen fröhlich,
Als ob der Geist des Friedens Herz und Haus durchzöge.
Das Werktagskleid mit seinem Leid wird ausgethan,
Und freud'ge Sabbathstimmig ist das frisch' Gewand,
In das sich auch der Aermste hoffend kleidet. —

So rüstig und so wohl wie heute hatte
Das Mütterchen sich lange nicht gefühlt.
Das Auge schaute klar hinab die Gasse,

Des ganzen Lebens Schauplatz sollte
Sich heut' zum letzten Male drinnen spiegeln. —
„Wie fröhlich sprang ich einst als kleines Kind,
Mit meinem Buch und meiner Schiefertafel,
Durch diese Gasse aus der dumpfen Schule. —
Wenn da die Mutter mir die blonden Zöpfe flocht,
Und mir die vollen rothen Wangen streichelte,
Dann schalt sie mich ihr wildes kleines Mädel. .
Ich blickte sorgenlos und keck in's Leben,
Was war ich doch ein glücklich, lebenslustig Kind!

Wie feierlich zog ich durch diese Gasse
Im bräutlichen Gewand! O! welch ein schöner Tag,
Ich weiß es noch ganz deutlich, wie mir's war,
So bang ums Herz und doch so unbeschreiblich glücklich!
Es gingen vor uns her zwei stolze Bursche,
Die lustig mit Pistolen knallten,
Die Mädchen drängten sich glückwünschend
Um mich, und steckten lächelnd mir den Busen
Voll Blumen; leise flüsterten die Weiber:
„'S ist doch das schönste Paar!" Die Mutter blickte
Uns segnend nach, das Aug' voll Thränen. —
Wie hielt er mich so fest bei meiner Hand
Im Gotteshaus, ich hatt' ihm auch das Freien
Nicht leicht gemacht, er mußte sich bewähren,
Eh' ich mit Leib und Seel sein eigen werden konnte. —

Und wieder zogen wir die Gasse, um die Taufe
Des ersten Knaben freudig zu begehen.
Er sah ihm ähnlich, nimmer hatt' ich rein're Freude
Als wie mit diesem Kind; o! welche Lust,
Sein erstes Kind an's Mutterherz zu drücken. —

Die Jahre schwanden, wenig weiß ich mehr
Von spät'rer Zeit; wir zogen mit der Mutter
Mit manchem Kind auf diesem Weg; zuletzt
Geleitete ich ganz allein den treuen Mann
Zum Friedhof, wo der Auferstehung Alle
Entgegenharren. — Auch von vieler Mühe,
Von Last und Sorgen weiß ich, die sich drängten,
Auch dafür dank ich Dir, mein guter Gott.
Ich las am Sonntag erst, ein köstlich Leben
Sei Müh' und Arbeit immerdar gewesen. —
Jetzt läuteten die Glocken ernst vom Thurme
Den Sabbath ein, und als die Sonne scheidend
An's Häuschen ihre letzten Strahlen warf,
Da schied auch's Mütterlein zur ew'gen Ruhe! —

Der Freundschaft.

1865.

Oft schon sah' ich im Herbst, die Stoppelfelder durchstreifend,
Wie ein duftig Geweb' Stein und Gesträuch überzog.
Tausend silberne Fäden verbanden der Eiche den Dornbusch,
Riesigem Stamme den Halm, schwankender Weide den Fels,
„Wunderlich"! Dacht' ich bei mir, wie dieser verborgene Künstler
Starkes und Schwaches vermählt, Hartes zum Weichen gesellt."

Viel erstaunlicher noch sind oft im menschlichen Leben
Manche Geschöpfe vereint, welche die Mutter Natur
Gänzlich verschieden an Gaben, Charakter und Ansicht gebildet.
Herrlicher nenn' ich die Kunst, kräftiger nenn' ich das Band.
Mählich und leise verknüpft mit geheimnißvollem Gewebe,

Stärker als nagende Zeit, fester als trennender Raum,
Selbige Kunst durch Zaubergewalt die sehnenden Herzen,
Daß zu dem Milden die Kraft, Freude zu Ernst sich gesellt.

Ausgetauschte Gedanken, ein Brieflein, kleine Geschenke,
Herzlich gespendeter Trost, fröhlich getheilter Genuß,
Das sind die Fäden, womit der Freundschaft heiliger Engel
Herzen und Geister verknüpft, webend ein ewiges Netz.
Was mir gefehlt und was ich gesucht, das hab' ich gefunden,
Spricht mit leuchtendem Blick, dankend zum Freunde der Freund.
Stark sind die Bande des Blut's, doch stärker als alle Gewalten,
Herzen geschlungen in Eins, Geist ineinander gelebt.

Sieben Landsknechtslieder.

I.

Werbung.

„Sagt an, mein guter Alter,
Ihr kommt ja aus dem Ort,
Was ist das für ein Lärmen
Vor jenem Wirthshaus dort?"

„„Das sein des Frundsberg Werber,
Der sucht sich frische Leut',
Der Himmel war so blutig,
'S gibt wieder Mord und Streit.""

Und läßt der Frundsberg werben,
So bleib ich nit zu Haus,
Ich werd' ein braver Landsknecht,
Zieh' fort in's Feld hinaus.

Mein Herz ist, wo sich schlagen
Die Männer kühn und frei,
Heut' lieben, morgen wandern,
Da bin ich gern' dabei.

Fahr' hin, du treue Peitsche,
Fahr' wohl, du treuer Gaul,
Ich kann nicht länger liegen,
So stille und so faul.

Will nit vom stolzen Junker
Mich schinden lassen mehr,
Will nit dem Pfaffen beichten,
Werd' selbst ein freier Herr.

Und ist mir's Glück gewogen,
Wer weiß, zu was ich's bring?
Und sterb' ich, nun so sterb' ich,
Der Schaden ist gering. —

II.

Landsknecht.

Mein Liedlein soll euch singen
Von einem Helden gut,
Dem Frundsberg thu' ich lassen
Den letzten Tropfen Blut.

So that Herr Frundsberg sprechen:
„Hört an, ihr Leute mein,
Von aller meiner Beute,
Die Hälft' soll euer sein.

Und wenn wir liegen sollten
In Städten groß und klein,
So will ich eben leiden,
Die Mädel und den Wein.

Doch wenn es gilt, zu streiten,
So will ich wieder han,
Daß jeder wack're Landsknecht
Auch stelle seinen Mann."

Mit Frundsberg will ich fechten,
Ihm folgen Schritt für Schritt,
Nach Welschland und nach Frankreich,
Bis vor des Teufels Schmied.

Dem Franzen gilt's die Krone,
Den Pfaffen gilt's die Bäuch';
Wir fechten für den Kaiser,
Wir fechten für das Reich.

III.

Vom Doktor Luther.

Laßt euch, ihr Leut', erzählen,
Vom kühnen deutschen Mann,
Den sie zu Worms am Rheine,
Vor's Reich gestellet han.

Viel Fürsten und viel Pfaffen,
Die waren auch dabei,
Wir Landsknecht aber hatten,
Des frummen Mönch's Partei.

Wie that er sich herstellen,
So trutzig und so kühn,
Derhalben ihn die Welschen
Nit wollten lassen zieh'n.

Da sagt' der alte Frundsberg:
„Du, Mönchlein, sei getrost,
Sie dürfen dir nichts wollen,
Sein sie gleich sehr erbost."

Da rief der Doktor Luther,
— Ihr hätt' ihn hören soll'n,
Gar manchem alten Landsknecht
Die Thränen niederroll'n —:

„Sie sollen euch nit knechten,
Nit täuschen euch hinfort,
Und deutsch red't unser Hergott
In seinem Bibelwort."

Und draußen vor dem Thore,
Da steckte er ein Reis;
Das Reis thut fröhlich grünen
Zu Gottes Ehr' und Preis.

IV.

Liebe.

Ich lag einmal verwundet,
Es war nit weit von Bern,
Dort ist ein schwarzbraun Mädel,
Das hab' ich gar zu gern.

Sie that mich treulich pflegen,
Hatt' viele Müh' dabei,
Ich mußt da droben liegen,
Zehn Wochen und noch drei.

Und als ich war genesen,
Da war ich nit gesund,
Ich hatt' in meinem Herzen
Viel eine tief're Wund! —

Sie hat's mit ihren Augen,
Mir Armen angethan,
Daß ich das schwarzbraun Mädel
Nit mehr vergessen kann.

Wo ich auch jetzt mag wandern,
Mein Herze ist in Bern,
Seh' ich auch manch' ein Mägdlein,
Ich seh' nur eine gern.

Und ist es Gottes Wille,
Daß ich heimkommen sollt',
Dann hol' ich mir das Herze,
So treu und rein, wie Gold.

V.

In Rom.

„Auf, meine tapfer'n Landsknecht,
Es sei ein Strauß gewagt,
Wir woll'n den Papst besuchen,
Der Kaiser hat's gesagt.“

Wir soll'n den Papst besuchen,
Das ist uns eben recht.
Der Kaiser läßt ausrichten:
Er wär kein Pfaffenknecht.

Der Luther läßt schön grüßen,
Und schickt da eine Schrift,
Von Babel thut sie handeln
Und falscher Lehre Gift.

Es wollten uns die Welschen
Verlegen Weg und Steg,
Sie han mit ihren Schlichen
Geholt sich deutsche Schläg.

Und als nach Rom wir kamen,
Da nahmen wir's mit Sturm,
Der Papst und seine Pfaffen,
Die floh'n in einen Thurm.

Wir wollten aber hören
'Ne Messe auch in Rom,
Und sein allsammt gezogen
Hin zu St. Peters Dom.

Wir setzten auf den Sessel
Das Luther-Conterfei,
Gar lustig that euch schallen
Die deutsche Melodei.

VI.

Bei Pavia.

Bei Pavia, bei Pavia,
Liegt ein tiefer Wiesengrund,
Bei Pavia, bei Pavia,
Schlug so manches Helden Stund'!

Wie die Wolken sich versammeln,
Also lagern in der Rund,
Frankreichs Ritter und Vasallen,
Daß man sie kaum zählen kunnt.

Frundsberg kam in uns're Mitte,
Und wir waren wohlgemuth,
Morgens stand er vor dem Gliede,
Wo er also reden thut:

„Landsknecht, sagt er, unser Kaiser
Bot dem König Zweikampf an,
Zweimal hat er's abgeschlagen,
Fangt mir jetzt den feigen Mann.“

'S war ein Kämpfen, 's war ein Ringen,
Bis zur späten Abendstund,
Vieler Helden Herzblut färbte,
Dort den grünen Wiesengrund.

Und das Stöhnen und das Wimmern
Dauerte die ganze Nacht,
Und des Morgens ward gefangen
Frankreichs König hergebracht.

Doch in Frankreich, doch in Deutschland,
Brach gar manches treue Herz,
Viel Tausend nimmer kehren,
Ihre Seel' ging himmelwärts.

VII.

Zur Ruhe.

Ich hab' nun ausgedienet,
Bin gar ein alter Mann,
Der nimmer draußen liegen,
Der nimmer kämpfen kann.

Hab' manche Schlacht geschlagen,
Glaubt mir, ihr Kinder, mein;
Hab' manches Land durchzogen
Vom Tiber bis zum Rhein.

Doch unter allen Ländern
Deutschland am schönsten ist,
Und unter allen Mädeln
Das deutsch' am besten küßt.

Und unter allen Weinen,
Der deutsch' am besten schmeckt,
Und unter allen Sprachen
Die deutsch' am meisten schreckt.

Und unter allen Liedern
Das deutsch' am schönsten klingt,
So lustig und so traulich,
Daß es durch's Herze dringt.

Und unter allen Helden
Stirbt keiner so mit Muth,
So fröhlich, fromm und ruhig,
Als ehrlich deutsches Blut.

D'rum wenn ich einst muß sterben,
Gebt mir noch deutschen Wein,
Singt noch ein deutsches Liedchen,
Begrabet mich am Rhein.

Im Postwagen.

1865.

Früh Morgens war's, als mich aus meinen Träumen
Des Posthorn's Klang geweckt! Der Wagen rollte
Dumpf polternd durch des Städtchen's enge Gasse.
Rings alles todtenstill, die Läden fest geschlossen;
Mit trübem Aug', verschlaf'nem Antlitz schaute
Ein Mann durch's Fenster! „Grünstadt" sagte gähnend
Der Condukteur! Ich seufzte still: „Noch immer
Zwei Stunden Qual im engen Marterkasten."
Doch horch! Was rauscht? Melodisch tönt ein Stimmchen:
„Ist Platz noch im Coupé? „„Jawohl, zwei Herr'n
Sind drinnen!"" Knarrend öffnet sich der Schlag
Und freundlich grüßend nahm ein feines Mädchen
In uns'rer Mitte Platz. Wir fuhren weiter. —
Ich sah sie an, ein liebliches Gesicht,
Zwei große dunk'le Augen, munter leuchtend,
Waldvöglein's Augensternen gleichend, das
Neugierig nach dem Wand'rer lugt! Das Antlitz
Umrahmt von dunkler Lockenfülle, d'rauf

Ein Hütchen mit 'ner kecken Silberfeder. —
Wir sprachen wenig, weil der Schlaf sich bleiern
Auf ihre Lider legte, leise senkte
Das Köpfchen sich, wohin sich's neigen wird?
Sie sah mich an, ich that, als ob ich schliefe,
Dann sah sie jenen an, dann wieder mich,
Und wieder sank das Lockenhaupt; erschrocken
Schlug sie die Augen auf und schaute nochmals
Nach Beiden, schwankend war der Waage Zünglein!
Jetzt neigt sich's rechts, jetzt links, mein Herz schlug höher;
Viktoria! Noch nie trug meine Schulter
So schöne Zierde, lose fiel der Locken Pracht
Auf meine Brust! O sel'ge kurze Fahrt;
Ich dünkte mich ein Atlas, dem der Himmel
Auf seiner Schulter lag! — —

Eiche und Dornbusch.

(Fabel.)

1865.

„Hinweg aus meinem Schatten," sprach die Eiche
Zum Dornbusch, der zu ihren Füßen stund,
„Du wohnst schon allzulang in meinem Reiche
Und zehrst von meiner Kraft, von meinem Grund.

Was hab' ich für Gewinn von Deinem Dorne,
Schmarozerpflanze, nied're Creatur!"
Des stolzen Baumes Wipfel rauscht im Zorne,
Als seinem Mund das heft'ge Wort entfuhr.

„Gemach, gemach“, sprach d'rauf der Dornbusch leise,
„Ich schleich' am Boden, du streb'st in die Höh',
Es lebt ein jed' Geschöpf nach seiner Weise,
Dich stürzt der Sturmwind, wo ich sicher steh'.

Nicht trag' ich Früchte, aber schöne Blüthen,
Schon oft hat dich mein frischer Thau erquickt,
Mit meinem Dorn bewahrt' ich vor dem Wüthen
Des Frevlers dich, der schon das Beil gezückt.“

So wächst der Eine hoch, der And're nieder,
Ein Jeder seines Vorzugs sich bewußt;
Was Einem fehlt, das hat der And're wieder,
Der Kleinen Treue sei der Großen Lust. —

Allzeit jung!

Einer Freundin zum 40. Geburtstag.

1866.

Ich bin noch jung! Ob's gleich schon vierzig Jahre,
Seit ich in's dunkle Erdenleben trat;
Hell sind die Augen, blond die vollen Haare,
Die Wangen roth, die stolze Stirne glatt;
Ich bin noch jung!

Ich bin noch jung! Trotz euch, ihr bangen Sorgen,
Die mir am Herzen nagen, wie ein Wurm,
Der schwarzen Nacht folgt stets ein heller Morgen,
Und fröhl'cher Sonnenschein dem Wettersturm;
Ich bin noch jung!

Ich bin noch jung! Hinweg, du kleinlich Treiben!
Ein frisches Herz schlägt noch in dieser Brust;
Wie ich als Mädchen war, so will ich bleiben,
Begeistert, fröhlich, voller Sangeslust!
Ich bleibe jung!

Ich bleibe jung! Ob's auch die Thoren wagen,
Zu spotten über meinen Jugendtraum;
Ich lasse sie nach Gold und Ehre jagen,
Der Lieb' und Treue bleibt bei mir ein Raum!
Ich bleibe jung!

Ich bleibe jung! Laß auch die Haare bleichen,
Ein warmes Leben deckt der kalte Schnee;
Ob auch das Haupt des Alters Lasten beugen,
Mein Auge schaut voll Muth zur Himmelshöh'!
Ich bleibe jung! —

Die alte Geschichte.

1866.

Wie hat sie nach mir geäugelt
Mit ihren Aeuglein hell,
Wie hat sie mir geschmeichelt,
Und mich bezaubert schnell!

Sie ließ mich freundlich grüßen,
Wenn sie der Freundin schrieb,
Sie lacht mit den Lippen, den süßen,
Als hätt' sie mich gar zu lieb.

Doch als ich kam zu freien,
Da war sie noch zu jung,
Auch sagte sie, es seien
Der Mittel nicht genung.

Und als das genarrte Hänschen
Sich grämte vor Herzeleid,
Da prahlte sie im Kränzchen:
„Einen Korb gab ich ihm heut'!“

Der sauft, wie e Berschtebenner.

(Pfälzer Mundart.)

1866.

In Salzburg war e Erzbischof,
E kreuzfideler Ferscht,
Der hot vum beschte Ungerwein
Manch Schöppelche geberscht.

Sie zählen am e Owend emol
Die gröschte Zecher her,
Do hört er, daß e Berschtebenner
Der allergröschte wär.

Er ladt mein Berschtebenner gleich
Zum ferschtliche Bankett;
Er schtellt drei große Humpe hin
Und denkt: „Die packscht de nett!“

Mei Männche schtülpt des erschte Glas
Und segt: „Der is net schlecht.“
Hernochtert schtülpt er's anner Glas
Und segt: „Der wär schunn recht.

Doch wie er an das dritte kummt,
Do hot er sich geletzt,
Do schtreicht er sich de Bart und segt:
„Bei dem do bleib ich jetzt!“

De Erzbischof, der lacht und ruft:
„Noch Eene holt em her,
Der Verschtebenner sauft mer sunscht
Mei ganze Keller leer.“

Acht Jahre deutscher Geschichte.

I.

Hoffnungslos!

1863.

Tief unten in der Thalschlucht, da steht ein altes Schloß,
Von Epheu rings umklammert, entfernt vom Menschentroß;
Da unten ist's so traurig, so düster und so still,
Daß nicht einmal ein Vogel sein Liedchen singen will.

Dort sitzt in einem Erker den ganzen langen Tag
Ein Frauenbild*), wie man es nicht schöner schauen mag;
Die Haare sind von Golde, die Wangen sind so bleich,
Und in den blauen Augen, da liegt ein Himmelreich.

So seh' ich sie schon sitzen wohl beinah' fünfzehn Jahr;
Ihr Aug' wird immer trüber, wie aller Hoffnung bar;
Ihr Angesicht, stets bleicher, von Blättern rings umrahmt
Mich an die alten Bilder der Heiligen gemahnt. —

---

*) Germania.

Und vornen an dem Eingang, da wacht ein grimmer Bär,
Der heimlich sie geraubet, und dann verbracht hieher;
Wie ferner Donner tönet sein dumpfes Zorngebrüll;
Ist nirgends denn ein Ritter, der sie befreien will?

II.

An Bismarck
als er zum Kriege rüstete.
1866.

Bist du der Mann, auf den wir sehnend hoffen,
Der tief zerspalt'nen deutschen Stämme Retter,
So hilf, eh' wir im Strom des Leid's ersoffen,
So fahr' herab, gesegnet Donnerwetter,
Bist du der Mann.

Bist du der Mann, der uns mit Blut und Eisen
Erretten will von unſ'rer Schwachheit Jammer,
Der dem zerfahr'nen Volk will Wege weisen,
Zerschlag' die alte Form mit Stahles Hammer,
Bist du der Mann.

Bist du der Mann, laß rollen die Kanone
Vertilg' die Lüge, gib uns Wahrheit wieder,
Zerreiß die Lappen, drinnen sie zum Hohne
Gekleidet dieses Riesenvolkes Glieder,
Bist du der Mann.

Bist du der Mann, so führe uns zum Kriege,
Daß des Geschwätzes bald ein Ende sei,
Wir werden nur gesund durch Kampf und Siege,
Und nur durch schwere Opfer groß und frei,
Bist du der Mann.

Bist du der Mann, frisch auf zu großen Thaten,
Wie sie der große Augenblick erheischt;
Ich werde dich vor Gottes Richtstuhl laden,
Hast du mein Hoffen freventlich getäuscht;
Bist du der Mann?

III.
Der Sündenbock.
1866.

Die Bibel uns verzählet,
Wie seine Sünden groß,
Das Volk von Gott erwählet,
Gemächlich wurde los.

Sie suchten aus den Heerden
Einen starken feisten Bock,
Der schleppte, sonder Beschwerden,
Der Sünden manches Schock.

D'rauf han sie den armen Teufel
In die Wüste hinausgejagt,
Und wied'rum, sonder Zweifel,
Viel' dumme Streiche gemacht.

Und weil den guten Schwaben
Solch' Ding passiret auch,
So ziemte sich's, zu haben
Den frommen, alten Brauch.

Sie hegten wider den König
Von Preußen großen Zorn,
Wodurch sie Geld nicht wenig
Und manche Schlacht verlor'n.

Da gab's ein großes Jammern,
Ein mächtig Zetergeschrei, —
Es donnerten die Kammern,
Es heulte die Klerisei.

Nach vielem Toben fanden
Sie endlich den Schuldner heraus,
Und stießen den vielgewandten
Minister zum Lande hinaus.

So kam es, daß der Pfordten,
Wie männiglich bekannt,
Zum Sündenbock geworden
Für's ganze Schwabenland.

IV.

Die Wallfahrt.

1866.

Als Pfordten nach Italien ging.

Es wird aus alten Tagen
Eine wundersame Geschicht',
Durch des Schweizervolkes Sagen,
Der staunenden Nachwelt bericht.

Ein Dörflein hatte groß' Schaden,
An Menschen, Vieh und Korn,
Sie meinten, sie hätten geladen,
Auf sich des Himmels Zorn.

Sie weinten viel' bitt're Thränen,
Ob ihrer Sünden groß,
Sie wollten den Himmel versöhnen,
Die Plage zu werden los.

Der Schulze mußte wallfahren,
Für des ganzen Dorfes Sünd',
Am Fasten durft' er nicht sparen,
Womit man viel Ablaß gewinnt.

Er zog mit der Fahne von dannen,
Er sang und that viel' Buß',
Damit sie Verzeihung gewannen,
So lief er mit blosem Fuß.

Nach Einsiedel ist er gekommen,
Zum wunderthätigen Bild,
All' Sünd' hat von ihm genommen
Die Jungfrau rein und mild.

Vor gar nicht langen Jahren,
Da mußte das Schwabenland
Durch eig'ne Schuld erfahren,
Viel Jammer und große Schand'.

„Ach Gott"! so thaten sie schreien,
„Was haben wir denn gethan,
Trotz Bitten und Litaneien
Hast du uns hart geschlahn?"

Da sprachen zuletzt die Priester:
Es muß zum Papst nach Rom
Wallfahren der erste Minister,
Uns Ablaß zu holen im Dom.

Als Pfordten hinabgekommen,
Erstattet' er treulich Bericht,
Der Papst hat's kaum vernommen,
So schnitt er ein finster Gesicht.

„Die Sache macht sich schwierig,“
Kopfschüttelnd Pius spricht:
„Die Sünder absolvir' ich,
Die . . . . aber nicht.“

V.

Der Großmutter Fluch.

1867.

(Beim Luxenburger Conflikt.)

Großmütterchen schien zu frieren,
Es saß am Ofen und spann,
Derweil uns beim Disputiren
Gemächlich die Stunde verrann.

Wir sprachen von Deutschlands Gefahren,
Von Preußen und so fort,
Und weil wir uneins waren,
So fiel manch' heftiges Wort. —

Die Großmutter hat's vernommen,
Sie faltet die Hände im Schoos:
„Ist endlich die Stunde gekommen,
Daß Deutschland werde groß?

Und wenn's die Deutschen wollen,
Wer hindert es, mein Sohn?“
„„Der Bruderstämme Grollen
Und Kaiser Napoleon.““

„Wir hatten doch gebrochen,
Des Welschen tückische Macht,
Und Deutschlands Schmach gerochen,
Zu Leipzig in blutiger Schlacht.

Darf dieser verhaßte Namen
Euch schrecken länger noch,
Sä't er wieder Zwietrachssaamen,
Euch zu beugen in's alte Joch?

Sagt jedem Fürstensohne,
Der des Rheinbund's Schande sucht,
Daß ihr die goldene Krone
Ihm reißet vom Haupte verflucht!

Fluch jedem deutschen Manne,
Der nicht mit freud'gem Muth
D'ran gibt für jede Spanne
Des Landes, Gut und Blut!

Fluch über die deutschen Weiber,
Die nicht ein stark Geschlecht
Groß ziehen wider die Räuber
An Deutschland's Ehre und Recht!"

Sie schwieg; die Augen funkeln
Aus den Wangen hohl und bleich,
Sie schien entstiegen dem dunkeln
Unheimlichen Todtenreich. —

Wir ließen die Köpfe hangen,
Saßen regungslos wie Stein,
Uns allen war gegangen,
Der Fluch durch Mark und Bein.

VI.

An Emanuel Geibel.

(Als er Bayern verlassen mußte.)

1868.

Zieh' hin, zieh' hin, dies Land ist keine Stätte
Für einen deutschen Sänger und sein Lied,
Verlaß das steuerlose Schiff, und rette
Die Harfe aus dem Sturme, der uns näher zieht.

Zieh' hin, zum Tummelplatz bethörter Narren,
Zu der Verräther widrigem Geschrei,
Zu Herzen, die der fränk'schen Adler harren,
Paßt nicht die süße deutsche Melodei.

Und sei getrost, ob sie jetzt siegreich höhnen,
Viel tausend ernste Männer sind bereit;
Bald kommt die Stunde, und dann laß ertönen
Die deutschen Lieder in den deutschen Streit.

Und wenn der deutsche Adler seine Schwingen
Hinbreitet über Nord und Süd zugleich,
Dann darf der deutsche Dichter wieder singen
Vom Kaiser in dem ganzen deutschen Reich.

VII.

Erdbeben.

(Bei Gelegenheit der Erdstöße in Hessen.)

1869.

„Geh' aus, und spähe fleißig
Im deutschen Reich, mein Zwerg,
Ob noch die alten Raben
Herfliegen um den Berg."

So sprach der Barbarosse,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Der Zwerg kam eilig wieder,
Und brachte diese Mähr:
„Es streifen im südlichen Deutschland
Viel schwarze Kutten umher!

Sie hetzen wider den Norden
Die arme Bauernschaar,
Sie lügen auf den Kanzeln:
Der Glaube sei in Gefahr.“

Da murmelt dumpf der Kaiser
In den langen rothen Bart:
„„So hetzten stets die Pfaffen,
Das ist der Pfaffen Art!““

„Auch sah ich deutsche Fürsten,
Sie waren souverain,
Im Stillen zu dem Erbfeind
Um Hilfe betteln geh'n.“

Der Kaiser ruft im Zorne,
Es wallte ihm das Blut:
„„Ich glaubte längst zertreten,
Die schleichende Welfenbrut!““

„Noch And're hört' ich sagen:
Es sei das größte Glück,
Wenn Deutschland nächstens würde
Eine große Republik.“

„„Noch immer die alten Träumer,
Noch immer der alte Fluch!““
Der Kaiser mit eisernen Fäusten
Auf die Marmorplatte schlug.

Er schlug auf die steinerne Tafel,
Er schlug sie mitten entzwei,
Es erblaßten die Knappen und Zwerge,
Es wankte das ganze Gebäu.

Es wackelt das ganze Hessen,
Es wackelte Frankfurt zugleich,
Es wackelt so manches Stühlchen
Im heiligen römischen Reich.

O wartet nur, wenn der Kaiser
Einst wirklich aufersteht,
Wie dann in Trümmer und Fetzen
Die ganze Wirthschaft geht! —

VIII.

Volkslied.

Anno 70.

Anno siebenzig in der Sommerzeit
Geschah uns großes Herzeleid,
Da sprach dem deutschen Volke Hohn
Der Franzenkaiser Napoleon.

Er hat vom König Wilhelm gewollt,
Daß er um Verzeihung ihn bitten sollt';
„Und thu'st du es nicht, so schick' ich mein Heer,
Dann bist du bald kein König mehr.“

Da sagte Wilhelm, der greise Held:
„Ich weiß, daß Deutschland zu mir hält,
Was der Kaiser verlangt, das thu' ich nicht,
Ein Preußenkönig kennt seine Pflicht.“

Und der junge Ludwig von Bayern sprach:
„Wir dulden bei Gott nicht solche Schmach!“
Es rief der Fürst vom Badenerland:
„Die Schwerter heraus, das Gewehr von der Wand!“

Da ging ein Jubel durch's ganze Reich,
Da wurden der Franzen Gesichter bleich,
Da einte sich Deutschland für immerdar,
Im achtzehnhundertsiebziger Jahr!

Sehnsucht.

1866.

Im Frühling war's, beim Abendlicht
Wenn der Silberschein durch die Zweige bricht.

So wonnig wehte die warme Luft,
Erfüllt von berauschendem Blüthenduft.

Im Garten stand ein Kirschbaum weiß,
Darunter flüstert ein Pärchen leis.

Sie hat ihn umfaßt mit weichem Arm,
Und drückt' ihn an's Herz so liebewarm.

Er streichelte ihr das lockige Haar,
Und küßte ihr rothes Lippenpaar.

Sie blickten sich in die Augen treu,
Und schwuren sich ewige Liebe dabei.

„Ich neide dich nicht, du glückliches Paar
Ich wünsche dir Freude immerdar.

Ach! hätt' ich doch auch ein solches Herz
Ich triebe mit ihm gar fröhlichen Scherz.

Ach! hätt' ich doch auch einen solchen Mund,
Ich küßte mein krankes Herz gesund.

Ich hab' eine Tante, grau und alt,
Wenn die mich küßt, überläuft's mich kalt." —

Weihnachtsbrief.

(Abgesendet 1866 mit einem Körbchen, das Spielzeug, ein Salzkännchen, ein Schächtelchen und Göthe's Faust enthielt.)

Wie traulich haben sich die alten
Vertrauten, freundlichen Gestalten
Zum Weihnachtsfeste eingestellt.
Ein Korb von Lautern! Was er wohl enthält?
Ich öffne ihn. Ein Kinderspiel,
Bestecke, Tassen, Teller viel!
Nun kann Mathilde ihre Kam'raden
Mit verklärtem Antlitz zum Kaffee laden,
Und Julchen wird knixen, kokett sich zieren,
Sich wie ein erwachsenes Fräulein geriren.
O Kinderspiel, o Weihnachtszeit!
Ich denke d'ran, als wär' es heut',
Das war ein Hoffen, Bangen, Beben!
Wir konnten den Abend nicht erleben,
Wir zogen wohl auch auf's Eis hinaus,
Doch rasch beim Abendroth nach Haus;

Dort saß im Stübchen Großmütterlein
Bei des flackernden Feuers traulichem Schein,
Erzählte die allerschönsten Geschichten,
Derweil man that das Christkind richten.
Doch trotz der allerschönsten Mären
Wollt' es uns eine Ewigkeit währen
Bis endlich der Glocke lockender Klang
In's dunkle Kinderzimmer drang.
Ich fühl' noch das volle Herzensglück,
Ich seh' noch der Eltern lächelnden Blick,
Wenn wir jubelnd den Weihnachtsbaum umstanden,
Und alle Wünsche errathen fanden.
Ihr spottet? Ich aber denke noch heut'
So gern' an des Lebens schönste Zeit. —

Ein Kännchen mit Salz! Ich hab' ja beim Essen,
Schon manchmal Pfeffer und Salz vergessen.
Jedoch was unser Heiland spricht:
„Habt Salz bei Euch!" vergaß ich nicht.
Gesalzene Rede will ich haben,
Gepfefferte Witze können mich laben,
Am schnellsten das Herz die Sorgen vergißt,
Wenn man lacht nnd frisch und fröhlich ist.
D'rum bitt' ich: Bewahr mich vor faden Tröpfen,
Vor seichten Schwätzern und hohlen Köpfen;
Dagegen mög' es dir, Gott, gefallen,
Daß wir mit unser'n Freunden allen
Noch manches Körnlein Salz dürfen essen,
Dabei des Kummer's und Harm's zu vergessen.

Eine Muschelschachtel! Innen leer?
Mit was die wohl zu füllen wär?

Er sagte schon oft, ich solle mehr sparen,
Damit nach einer Reihe von Jahren,
Wir wohlgemuth und ohne Zagen
Entgegengingen den alten Tagen!
Ich will's versuchen, Gott möge bescheeren,
Daß der Fleiß, die Kunden, die Thaler sich mehren,
Dann muß sich nach ihres Gebers Willen,
Die Schachtel alljährlich mit Goldstücken füllen.
Ich bin auch zufrieden, wenn's anders geschicht,
Es besteht ja im Golde das Menschenglück nicht. —

D'rum hat er auch wohl den „Faust" gesandt,
Damit ich ihn jedesmal nehme zur Hand,
Wenn die Sorge, die jeder Tag mitbringt,
In der Dichtung Räume zu flüchten zwingt.
Da find' ich ein reiches Menschenleben,
Sein Lieben und Leiden, sein Irren und Streben,
Da find' ich gemeine und große Seelen,
Seh' nied're und hohe Ziele erwählen,
Seh' wie ein gewaltiger Menschengeist,
Das Reine und Schöne zum Abgrund reißt,
Wenn er frevelnd sich Dinge zu suchen vermißt,
Die zu wissen dem Menschen verschlossen ist;
Wenn er auf graden Bahnen nicht vorwärts dringt,
Mit dämonischen Mächten den Weg erzwingt.
So endet die Kraft, die hoch getrachtet,
Im Schmutze des Laster's, vom Wahnsinn umnachtet;
Da seh' ich ein liebend Frauenherz,
Das gebrochen sich rettet himmelwärts,
Das Einzige, was der Hölle Gewalten
Von all' ihrem Raub nicht dürfen behalten,
Weil es rasch in des Vaters Arme flieht,

Der die müden Kinder zu sich zieht,
Der die erschrockene Taube schützend birgt,
Damit sie nicht Adeler's Klaue erwürgt.
Aus dunkeln Wolken und Todesgraus
Schaut ein liebend Vaterauge heraus.
Das wacht über mir, ich hab' es erfahren,
In manchen guten und bösen Jahren,
Das schenkt mir viel Trost, Glück, Muth und Licht,
Damit, wenn das Herz im Tode bricht,
Wenn den müden Leib zur Erde man bettet,
Die Seele den Trostruf vernehme: „Gerettet!“ —

Vogel's Begräbniß.

1867.

Verstummt ist des Vogel's munterer Sang,
Der so lustig die Zimmer und Herzen durchdrang,
Als der Morgen kam, war der Blutfink todt,
Das gab bei den Kindern Jammer und Noth.

Sie machten ein Särglein zierlich und fein,
Den lieben Freund zu betten hinein,
Er sang ja so fröhlich und wohlgemuth,
Wie das sorglose Herz des Kindes thut.

Wo die schönste Blume des Gartens stund,
Da senkten sie ihn in den feuchten Grund,
Und als sie umstanden das kleine Grab,
Da rannen viel Thränen die Wangen herab.

Was war doch des Vöglein's Grabgesang,
Der jetzt zart und zitternd zum Himmel klang?
„Ich hatte einen Kameraden“ das Lied,
Ein schön'res und besseres wußten sie nit.

D'rauf falteten sie die Händchen auch,
Zu beten nach altem, frommem Brauch,
Sie beten: „Herr Jesu, sei unser Gast,
Und segne, was du uns bescheeret hast.“

Die jüngsten Dichter

1867.

Was war das für ein Gesindel,
Die Dichter der letzten Zeit!
Sie waren so frech wie Heine,
Doch lange nicht so gescheidt.

Sie trabten stolz wie Schiller,
Es rasselte leer und hohl,
Sie drechselten Verse, wie Platen,
Zu wärmen den alten Kohl.

Sie dichteten tief wie Göthe,
Kein Mensch verstand sie mehr,
Viel gröber noch als Lessing
Erwies sich ihr ganzes Heer.

Zum Teufel mit solchem Gelichter,
Sie haben nur abgeguckt,
Wie einst die großen Dichter,
Geräuspert und gespuckt.

Genesung.

1867.

„Geh' zum Arzt, zög're nicht!"
Sagten meine Freunde;
Dieser schnitt ein ernst Gesicht,
Räusperte und meinte:

„Heiße Quellen möcht' ich euch
Aufzusuchen rathen,
Warme Sonne könnt' zugleich,
Lieber Mann, nicht schaden."

Wirklich folgt' ich seinem Rath,
Da geschahen Wunder,
Wiederkam ich aus dem Bad
Fröhlich, frisch und munter.

Bald hat ein Geselle bleich,
Mich zur Seit' genommen:
„Sage mir, wie du so gleich
Fröhlich heimgekommen?"

In der Liebe heißen Quell'
Konnt' das Herz ich tauchen,
Warme Sonne schien mir hell
Aus zwei Mädchenaugen.

Wer vollbracht die schöne Kur,
Das verrath' ich Keinem,
Solche Aerzte können nur
Sicher helfen Einem.

Eines, Freund, verrath' ich dir:
Liebe thut jetztunder,
Die Erfahrung spricht dafür,
Nur allein noch Wunder.

Soll dein krankes Herze schnell,
So, wie meins, gesunden,
In der Liebe heißem Quell
Heilen alle Wunden.

Erinnerung.

1867.

In längst vergangenen Tagen,
Da kannt' ich ein Mädchengesicht,
Das that mich viel necken und plagen,
Verläßt mich auch heute noch nicht.

Die blauen Augen däuchten,
Mir schwärmerisch und mild,
Doch konnten sie auch leuchten,
Gar feuerig und wild.

Wie wehten die blonden Locken
Um die Wangen rund und frisch,
Es klang viel heller als Glocken
Ihr Lachen durch Wald und Gebüsch.

Am Fenster sah ich sie lehnen,
Die Augen himmelwärts,
Ein unnennbares Sehnen
Erfüllte der Jungfrau Herz.

Ich dachte: „Wie lächelst du selig,
Du schelmischer, rother Mund!
Dem gnädigen Gotte befehl' ich
Deine Seele, so rein und gesund!“

Zu früh!

1867.

Es hoben, den Frühling verkündend,
Die Blumen das Haupt in die Höh',
Die fröhlichen Boten deckt nun
Das Leichentuch von Schnee.

So manche geknickte Blume
Deckt der Zeiten Leichentuch,
Weil sie zu früh' erblühet,
Zu schön: Das war ihr Fluch.

Doch!

Wenn gleich uns die eisigen Winde
In's dumpfe Zimmer geschreckt,
Und die weißen Flocken geschwinde
Die blühenden Blumen bedeckt;

Wenn gleich ihr mit Händen und Füßen
Euch gegen den Frühling stemmt,
Ich thu' euch hiemit zu wissen,
Daß doch der Frühling kömmt.

Schiller.

1867.

Wie der Rhein als brausender Waldbach
Herabstürzt aus der Alpen luft'ger Höhe,
Jeglicher Wehr und den Werken der Menschen
Drohend Verderben, ein kräftiger Sohn
Der freien Natur: Also kamst du, Held,
Himmelentstammter Genius, rüttelnd
An der Menschheit Gesetz, unter das kleine Geschlecht.

Schon erzittert der Damm, da stürzt der Fluß
In den Schoos des unergründlichen See's.
Also tauchtest du nieder in der Gedanken Meer,
Deine Kraft zu verklären in der Philosophie
Lockender Tiefe, während die Welt
Noch zitterte von des „Räubers" Gewaltthat.

In majestätischer Ruhe, fließt der geläuterte Strom
Hin durch die prächtigen Fluren Deutschlands.
Nicht das Nied're, nein erhabene Dome,
Stolze Burgen, rebenbedeckte Hügel,
Spiegeln in der kristallenen Fluth.
Ist er auch Deutschlands Stolz, so murmeln doch
Von der heimathlichen Berge Freiheit
Seine Wellen, des Meeres schönste Beute.
Also gingst du einher, majestätisch groß
Von der strebenden Menschheit Idealen
Erfüllt, dem Gemeinen unnahbar.
Bist du auch weggenommen, der Ewigkeit
Herrlichster Raub, niemals werden die Worte
Die dein Tell dem lauschenden Deutschland

Von der bieder'n Schweizer Einheit geredet,
In dem Herzen des Volkes verhallen, das muthig
Hintrachtet nach dem erhab'nen Ziele
Das sein Prophet verklärten Auges geschaut hat. —

Das Dichterherz.

1867.

I.

Noch ist die Erde starr und kalt,
Kein Leben in den Bäumen,
Die Vöglein sitzen im todten Wald
Und schlummeren und träumen.

Tief in dem Schoos der Erde nur
Herrscht wundersames Bewegen,
Es scheint sich dort die Mutter Natur
Zu neuem Leben zu regen.

Da draußen schweigen noch Sang und Lust
Und Winter ist aller Orten,
Wenn's drinnen in des Sängers Brust
Schon lange Frühling geworden.

Der Tod regiert noch allerwärts,
Die Menschen schlafen und träumen,
Da beginnt schon tief im Dichterherz,
Ein neues Leben zu keimen.

II.

Die alten Sagen singen
Von einem Bild aus Stein,
Das wundersam sollt' klingen
Beim Morgensonnenschein.

Was Wunder, wenn mein Herze,
Das doch nicht steinern ist,
Aufjubelt, in seinem Schmerze
Von der Frühlingssonne geküßt?

III.

Wie köstlich hat euch gemundet,
Der Trank von erquickender Art,
Wenn ihr im Frühling verwundet
Die Birkenrinde zart.

Verwundet die Liebe wieder
Mein Herz zur Frühlingszeit,
So quellen hervor die Lieder
Von Menschenlust und Leid.

IV.

Mein Herz ist wie eine Harfe,
Die köstliche Melodieen
Bezaubernd läßt erklingen,
Wenn die Lüfte d'rüberzieh'n.

So klingen seine Saiten
Von manchem lustigen Lied,
Wenn nach des Winter's Leiden
Die Frühlingsluft durchzieh't.

Mein Herz gleicht jenem Schlosse,
Wo das Mägdlein schlafen muß,
Bis ein schöner Jüngling die Holde
Aufweckt mit feurigem Kuß.

So erwacht auch meine Muse
Erst zu der glücklichen Frist,
Wenn der schelmische Knabe Amor
Mit lächelndem Munde sie küßt.

V.

Wenn euch seine Lieder ergötzen,
Wenn ihr sie rühmt und preist,
Vergeßt nicht, es ist das Herzblut,
Mit dem der Sänger euch speist.

Ihr staunt, wie wahr er schildert,
Der Höllenqualen Bild;
Bedenkt, sein Herz ist die Hölle,
Daraus das Lied entquillt.

Die Größe der Leidenschaften
Habt ihr beim Dichter gelobt,
Dankt Gott, daß in eu'ren Herzen
Nicht solche Stürme getobt.

Und wenn ihr seine Werke
Bis in den Himmel erhebt,
So betet auch für den Armen,
Der den Fluch der Sünde erlebt.

An einem kalten Maitag.

So prächtig blühen die Bäume,
So kalt weht der Nordwind heut',
Das droben sind uns're Träume,
Das unten die Wirklichkeit.

Tragoedie.

Wenn ich einen strebenden Menschen,
Einen träumenden Jüngling seh',
So zieht durch meine Seele
Ein unbeschreibliches Weh.

„Das Glück, von dem du träumest,
Du Armer, findest du nie,
Das Leben da draußen gestaltet
Dein Leben zur Tragoedie.

Warum?

1867.

Warum so Vielen heute
Die Heimath nicht mehr gefällt?
Es sehnen sich eben die Leute,
Nach einer neuen Welt. —

Weß Brod ich eß, deß Lied ich sing'.

1867.

Die Vöglein nicht vergessen
Den Schöpfer früh und spat,
Sie singen die Lieder dessen,
Der sie gespeiset hat.

Gott deckt mit lustigen Gaben
Deine Tafel Tag für Tag,
D'ran soll dein Herz sich laben,
So viel es immer mag.

Gott säumt nicht, dir zu geben,
Sein köstlich Himmelsbrod;
Das stärkt dich zum fröhlichen Leben,
Es stärkt dich zum fröhlichen Tod.

Gott speist dich an seinem Altare,
Mit Christi Fleisch und Blut,
Damit deine Seele erfahre:
„Gegeben dir zu gut."

Und doch will's Herz nicht klingen,
Und doch ist's stumm und kalt,
Hast du nicht von Größ'rem zu singen,
Als die Vöglein draußen im Wald?

Qual.

1867.

Ich lag im tiefen Grunde,
Und hatte keine Ruh',
Sie drückten zur Todesstunde
Die Augen mir nicht zu.

So mußt' ich Alles sehen,
Was droben im Städtchen geschah,
Ich sah sie kommen und gehen,
Die mir gestanden nah'.

Die Freunde haben, wie immer,
Beim Weine gescherzt und gelacht,
Nach wenigen Tagen nimmer
Des todten Genossen gedacht.

Mein Töchterlein, das glänzte
Als Schönheit auf dem Ball,
Sie tanzte und scharwenzte
Bei Pauken- und Trommelschall.

Die Söhne lagen im Streite
Um meine goldene Uhr,
Bald glänzte dieselbe am Kleide
Einer stadtbekannten H . .

Die trauernde Wittwe eilte
Und nahm einen andern Mann,
Der treue Hofhund heulte,
Und bellte den Fremdling an.

Ich fluchte dem falschen Weibe,
Und drehte im Grabe mich um,
Das Herz zersprang mir im Leibe —
Nun war ich still und stumm.

Platonisch.

1867.

„Wir stritten uns neulich im Kränzchen,
So theilte Auguste mir mit,
Was sei platonische Liebe,
Und Keine wußt' es nit.

„Wenn Zwei sich gerne haben,
Und sitzen beim Dämmerlicht
In einer stillen Laube,
Und küssen einander nicht.

Sag', Mädel, willst du platonisch
Von mir geliebet sein?"
Sie senkte erröthend das Köpfchen
Und flüsterte leise: „Nein".

Die Liebe ist stark wie der Tod.

1867.

Freude herrscht in Hamburgs Wällen, seine Bürger jubiliren,
Daß sie endlich Störtebecker, ihren Feind gefangen führen.
Trauernd lag der Held im Kerker, d'ran des Meeres Wogen schlugen,
Die an manchem Siegestage seine schnellen Schiffe trugen.
Als das Urtheil ihm gesprochen, dacht' er nur an seine Schaaren,
An die wacker'n Kampfgenossen, die mit ihm gefangen waren.
„Habt ihr", bat er, „liebe Herren, mir das Haupt herabgeschlagen,
Schenket allen denen Gnade, welchen ich's vorbei werd' tragen."
Lachend ward der Wunsch gewähret, und vom scharfen Henkersschwerte,
Wie vom Blitz die stolze Eiche, sank das stolze Haupt zur Erde.
Hastig griff darnach der Todte, und man sah ihn eilig schreiten,
Zu den treuen Kameraden, seinen schreckensbleichen Leuten.

Unwillkürlich richten diese ihre Häupter kerzengrade,
Hielt ja doch der alte Führer jetzt die letzte Kriegsparade.
Vorwärts stürmt er, wie ein Sieger, durch die Reihen der Soldaten,
Vor dem letzten sank er nieder, dieser hatte ihn verrathen.

Die sieben Schläfer. *)

(Zum Jubelfest in Rom.)

Es zogen sieben Mönchlein
Nach Rom vor langer Zeit,
Doch in den Schweizerbergen,
Da wurden sie eingeschneit.

Dreihundert Jahre hatte
Der Schnee sie zugedeckt,
Bis endlich die frommen Schläfer
Der Sonnenschein geweckt.

Sie pilgern ruhig weiter,
Sie haben bei sich gedacht:
Das war ein kräftiges Schlafen
Und eine lange Nacht.

Es läßt sich nicht beschreiben,
Welch' Staunen die Männer ergriff,
Als drunten an den Bergen
Die Locomotive pfiff.

Und als sie kamen zu betteln,
An eine Klosterpfort',
Da sagte man: Die Mönche,
Die wären lange fort.

*) Erschienen im „Kladderadatsch" Nro. 32 des Jahrganges 1867.

Wie sie Florenz sich nahten,
Da schrie ein kecker Gesell:
„Hoch lebe Italiens König
Viktor Emanuel.“

Sie frugen nach Pius dem Fünften,
„Dreihundert Jahre todt!“
So lautet die Antwort, „der Neunte
Schwebt jetzt in großer Noth!“

Nach vielem Hungern und Durften
Gelangten sie nach Rom,
Es leuchtete glückverheißend
Die Kuppel vom Petersdom.

Da waren die alten Gestalten,
Da war der alte Schmutz,
Da fuhren die Kardinäle
Im alterthümlichen Putz.

Der Papst ging prunkend vorüber,
Ein glänzender, bunter Zug,
Er sprach über Rom den Segen,
Und über die Ketzer den Fluch.

Kaputzen und Dirnen und Räuber,
Jesuiten und Lotterie,
Ein Volk, das zornig knirschte
Und hungrig um Hilfe schrie.

Da sagten die sieben Mönchlein:
„Rom blieb allein, wie's war,
Sie haben hier verschlafen
Wie wir, dreihundert Jahr.“

Ein Lebenslauf.

1867.

I.

Dumpf rasselt die Trommel die Straße entlang,
Hell schmettert dazwischen Trompetenklang,
Gefüllt ist der Circus, das Kerzenlicht
In blitzenden Sternen und Kreuzen sich bricht.

Wohl tummeln sich Reiter im Kreise herum,
Wohl müht sich der Clown, die Menge bleibt stumm;
Da öffnet sich endlich ein seitliches Thor,
Da reitet die schönste der Frauen hervor.

Im schimmernden Schmucke, im weißen Gewand,
Auf feurigem Rappen die Herrliche stand;
Welch' üppiger Busen, welch' schlanker Leib,
Bezaubernd grüßte das wonnige Weib.

Die weißen Schultern umflattert das Haar,
Die Augen leuchten ihr wunderbar;
Welch' brausender Beifall! Sie dankt, sie lacht,
Wie blinkt durch die Lippen der Zähne Pracht!

Sie suchte den Grafen, sie hat ihn erblickt,
Der die Schöne mit Gold und Schwüren berückt,
Die lustigen Tage, der Nächte Freud',
O glänzender Traum, o köstliche Zeit!

II.

Zu Lautern an dem Walde, da steht ein stilles Haus,
Vergittert sind die Fenster, manch' Weinen tönt heraus.

Da saß seit langen Jahren ein graues Mütterlein,
Ich ging in ihrer Zelle so manchmal aus und ein.

Gefaltet ist die Stimme, gebeugt ist die Gestalt,
Das ist die stolze Schöne, derweil geworden alt. —

Der Graf hat sie verlassen, vergessen und allein
Verkaufte sie Verlass'nen ein Liebestränkelein.

Ich sah, wie manche Zähre herab zur Erde rann,
Wenn sie an ihrem Spinnrad vergang'ner Zeiten sann.

Die Augen wurden dunkel, ich drückte sie ihr zu,
Sie freute sich zu gehen in eine ewige Ruh'.

Da flossen keine Thränen, ich zog die Straß' entlang,
Da läuten keine Glocken, da tönet kein Gesang.

Sie senkten die Vergess'ne in eil'ger Hast hinab,
Ein stilles Vaterunser sprach ich an ihrem Grab.

Elegie.

(Am ausgetrockneten Waldsee bei der Ruine Kirkel.)

Wenn durch die dichten Föhren der Sturmwind sonst gesaust,
Im tiefen See zu Kirkel die Wogen dumpf gebraust,
Das waren Harmonieen, das gab euch ein Accord,
Dem lauscht der Thurm so gerne, der graue Riese dort.

Noch streckt die Burgruine ihr Haupt, bemoost und alt,
Empor zum blauen Himmel hoch über'n dunkeln Wald,
Verschwunden ist der Spiegel, darin sie sah ihr Bild,
Nicht singen mehr die Wogen ihr Lied so schaurig wild.

Es hat auf diese Töne, die lange nun verrauscht,
So gerne auch ein Dichter mit kund'gem Ohr gelauscht,
Er griff in seine Harfe, er sang manch' lieblich Lied,
Vertrocknet sind die Fluthen, der Sänger weiter zieht.

Noch hängt dort seine Harfe, die Winde d'rüberzieh'n,
Es klingen ihre Saiten von leisen Melodieen,
Die dringen zu dem Riesen, da träumt der alte Thurm:
Es spiele in den Wellen, wie ehemals der Sturm. —

Reiselust.

1867.

Was haben die Wolken am Himmel im Sinn?
Sie eilen so leicht, so lustig dahin?
Sie reisen, sie reisen.
Sie wollen besuchen noch manches Land,
Sie ziehen zum fernen Meeresstrand,
So kurz ist ihr Leben, so schön die Welt,
Dem fröhlichen Sinne am besten gefällt:
Zu reisen, zu reisen.

So saget mir nur, was das Bächlein will,
Seine Wellen stehen ja nimmer still!?
Sie reisen, sie reisen.
Es murmeln vergnügt von zukünftiger Freud',
Die frischen geschwätzigen Wandersleut',
Zu eng ward ihnen das Felsenhaus,
Sie möchten so gern' in die Welt hinaus:
Zu reisen, zu reisen.

Und seht nur da droben die Schwalbenschaar,
Es denken am Ende die Vögel gar
Zu reisen, zu reisen?
Die Alten erzählten den Jungen so viel
Vom sonnigen Lande, vom herrlichen Ziel,
Da dehnt sich die jugendlich sehnende Brust,
Sie heben die Flügel und jauchzen vor Lust
Zu reisen, zu reisen.

Und denkt euch einmal, welch' neuer Brauch,
Es rüsten sich jetzt die Könige auch
Zu reisen, zu reisen.
Sie sehnen sich auch nach Waldesgrün,
Nach würziger Luft und Alpenglühn,
Sie legen hinweg die goldene Last,
Hin zu der Natur, dem Gottespalast,
Zu reisen, zu reisen.

Ich ziehe allein noch im schweren Joch,
Mein Herz, was zögerst du länger noch,
Zu reisen, zu reisen?
So leicht wie die Wolken, flieg' ich dahin,
So frisch, wie die Wellen, wird mein Sinn,
Wie die Schwalbe jauchz' ich aus voller Brust,
Um keine Krone gäb' ich die Lust
Zu reisen, zu reisen.

Der sterbende Fechter.

(Gedanken beim Anblick des capitolinischen Fechters in Rom.)

1867.

Der Stoß traf in mein Herz! Es ist das Leben,
Das heiß mir aus der tiefen Spalte rinnt.

Ich fühl's, wie mir des Armes Kraft ermattet
Und über's Auge Todesschatten zieh'n. —
Schon nahen sie, des fremden Mannes Leiche
Gefühllos von dem rothen Sand zu schleifen.
Ich zitt're nicht, bald hab ich überwunden,
Noch einen Kampf, den letzten gilt's zu kämpfen;
Als Held will ich zu meinen Vätern geh'n,
Die in Wallhalla's Räumen meiner warten.

Ja, rufet Beifall, klatschet mit den Händen,
Ich will dir zeigen, elend, feiges Volk,
Wie tapf're, freie deutsche Männer sterben.
Wohl wär' ich gern' für's Vaterland gefallen,
Ein herbes Loos, von hinnen geh'n zu müssen
Als Sclave, feigen Pöbels Augenlust.
Doch zittert! Meine Augen seh'n der Rächer
Gedrängte Schaaren hoch vom Norden zieh'n!
Auch meine Knaben wachsen groß, sie kommen,
Des Vater's Grab im Römerland zu suchen;
Du wirst sie senden, theures Weib, Thusnelda,
Ich grüße dich! (stirbt lächelnd.)

Eine Rheinfahrt.

1868.

Ich saß auf dem Verdecke im hellen Sonnenschein
Und hatte eben den Römer gefüllt mit perlendem Wein,
Da glänzten meine Augen, da füllte sich die Brust,
Da ward mein Herze fröhlich, und jubelte auf in Lust.

„Ich grüße euch, ihr Wellen, ihr Burgen und ihr Höh'n,
Schon lange war mein Sehnen, euch allesammt zu seh'n."
Ich wollte recht genießen die deutsche Herrlichkeit, —
Da setzte sich behende ein Mägdlein mir zu Seit'. —

Ein Mägdlein von sechszehn Jahren, an Leib und Seele gesund,
Mit goldig wallenden Locken und rosig rothem Mund;
Ein Mägdlein mit blauen Augen, so tief und doch so hell,
Wie wenn die Sonne funkelt aus klarem Waldesquell.

In diese Zauberaugen mußt' ich beständig seh'n,
Da war's um Wein und Wellen, um Berg und Burgen gescheh'n,
Ich sah nicht Land noch Leute, nicht vorwärts noch zurück,
Ich sah in ihre Augen, das war mein einzig Glück.

Sogar als ich vom Schiffsmann erfrug die Lorelei,
Da waren wir schon lange geschwommen d'ran vorbei,
Ich schrack aus meinen Träumen, die Nacht zog schier heran:
Das hat mit ihren Augen die wonnige Maid gethan.

Winter.

1868.

Ich stand vor einem weißen Sarg,
Der die Leiche meiner Geliebten barg.

Die Wange war bleich, das Aug' ohne Glanz,
In den Locken lag ein welker Kranz.

Verstummt ist der Mund, der fröhlich gelacht,
Verblichen der rothen Lippen Pracht.

Ein Sturmwind über die Erde zieht,
Er singt der Todten Sterbelied.

Kaiser Nero's Grab.

(Dasselbe wurde lange von unbekannter Hand mit Blumen geschmückt.)

Wie haben sie einst deine Gunst gesucht,
Nun ruhest du hier vergessen, verflucht.

Unsäglich hast du sie alle veracht',
Der Menschen knechtischen Sinn verlacht.

Ich habe allein dein Herz gewollt,
Es dünkte mir besser als Ehre und Gold.

Du gabst mir's zu eigen, du warst mir gut,
Du hast in meinen Armen geruht.

So bring' ich das Beste, was ich hab',
Ich streue dir Blumen auf dein Grab.

Menschentreue.

1868.

Odysseus kam nach gefährlicher Reis'
Zu seinem Haus in heimlicher Weis'.

Odysseus trug ein schlechtes Gewand,
Wer hat ihn drinnen am ersten erkannt?

Der alte Knecht erkannte ihn nicht,
Der Bettler hatt' ein verbranntes Gesicht.

Es war im Haus eine alte Magd,
Die hätt' ihn schier vor die Thüre gejagt.

Sein Sohn, der stellte ihn bald zur Red',
Ob er nichts vom Vater vernommen hätt'.

Seine Frau, die hieß in beherbergen gut,
Sie klagte: Wer weiß, wie Odysseus ruht?

Vor der Thüre lag sein alter Hund,
Der hat ihn wiedererkannt zur Stund'.

Der Götter Rache.

(Beim Anblick einer Prozession in Rom im Oktober 1867.)

Mit Fackelschein und Singen
Naht sich die Prozession,
Im blutigen Glanze leuchtet
Das alte Pantheon.

Ein Mönch trug in der Mitten
Am Kreuz den Christengott,
Er hub jetzt an zu klagen
Der letzten Zeiten Noth.

Er rief: „Weh euch, ihr Dome,
Und der Altäre Pracht,
Weh' dir, du greiser Priester
Der heiligen Kirche Wacht.

Weh' dir, du stolze Roma,
Erlöschen wird dein Ruhm,
Zieht siegend in deine Mauern,
Das neue Heidenthum.

D'rum hilf' uns, Mutter Gottes,
O hilf, Herr Jesu Christ!"
Er hat bei diesen Worten
Inbrünstig den Heiland geküßt.

Andächtig bekreuzt sich die Menge,
Sie blickten trüb und bang,
Gar dumpf und traurig hallte
Das Beten und der Gesang.

Als wie zur Leichenfeier
Zog weiter die Prozession,
Im blutigen Glanze leuchtet
Das alte Pantheon.

Die vier Gesellen.

1869.

Es zogen vier Bursche die Straße entlang,
Der Erste von ihnen lustig sang:
„Ich hatte ein Mädchen, ich hab' nun genug,
In anderen Städtchen ich andere such'."
Er schwang seinen Stock in den Lüften.

Der Zweite verschwor sich und fluchte sehr,
Es gäb' keine ehrlichen Meister mehr,

„Wo findet ihr heute noch Ordnung und Recht,
Die Herberg', der Lohn und die Straßen sind schlecht!"
Er stieß mit dem Stock in die Erde.

Der Dritte, der ging in gemüthlichem Schritt,
„Das Essen beim Meister behagte mir nit,
Da droben in Schwaben gibt's bessere Kost,
Und weniger Arbeit und süßeren Most."
Er trug seinen Stock an der Nase.

Der Vierte seufzte und hängte den Kopf,
An's Liebchen dachte der arme Tropf:
„Ich hab' dich geliebet, ich lieb' dich noch heut',
Ich werde dich lieben in Ewigkeit!"
Der Stock, der schleppte im Sande.

Die sociale Frage.

1870.

Es schimmern und flimmern die Kerzen
Am hohen Weihnachtsbaum,
Die Mädchen spielen und scherzen
Im weiten warmen Raum.

Und vor dem Fenster draußen,
Da steht im kalten Wind,
Mit gierigen dunkeln Augen,
Ein bleiches, weinendes Kind.

Frühlingssonntag.

1870.

Es tanzen und geigen die Mücken,
Im warmen Sonnenschein,
Der Vogel im Käfig schmettert
Die schönsten Melodeien.

Die Kinder jubiliren
In hundertstimmigem Chor,
Das lockt auch hinter'm Ofen
Großmütterlein hervor.

Der Kranke schaut voll Hoffnung
Zum off'nen Fenster heraus,
Der Richter und seine Gemahlin
Spazieren zum Städtlein hinaus.

Es nimmt in den lauen Lüften
Madame ein stärkendes Bad,
Es wärmt die steifen Knochen
Der alte Bureaukrat. —

Die Mägdlein eilen zur Kirche
Mit leicht beschwingtem Fuß,
Es predigt über die Liebe
Der schöne Vicarius.

Nur ein Traum.

1870.

Der Jüngling erwachte aufgeräumt,
Er hatte die Nacht so schön verträumt.

Er hatte den kühnen Schritt gewagt,
Der stolzen Maid seine Liebe geklagt.

Da war sie nicht zornig, sie war nicht reich,
Sie war hingebend und liebeweich.

Die Augen sonst kalt, daß Gott erbarm',
Sie leuchten auf einmal wonnig und warm.

Sie hat ihn geküßt, sie hat ihn geherzt,
Bis zum Morgen zärtlich mit ihm gescherzt.

Auch die stolze Maid hat lustig gelacht,
Als sie spät Morgens aufgewacht.

Ihre Wangen glänzen wie Sonnengluth,
Weil sie geträumt so süß, so gut.

Der arme Knabe schüchtern und schön,
Der kaum gewagt, sie anzuseh'n;

Der war in der Nacht erstaunlich kühn
That sie in seine Arme zieh'n.

Und als er keck sie zu eigen begehrt,
Da hat sie ihm Alles, Alles gewährt.

Am Tage begegnen sich die Zwei,
Sie gingen einander kalt vorbei.

Er grüßte verlegen, sie dankte kaum,
Die Liebe war nur ein schöner Traum.

Gottesgericht.

Holländische Sage.

1870.

Des Abends tritt der Knecht zum Herrn:
„O liebster Herre mein,
Ich hätt' zum Eheweibe gern
Euer schönes Töchterlein."
Die Wogen brausen, der Sturmwind grollt,
Die Blitze zucken, der Donner rollt.

Der reiche Bauer lachte gell,
Und tobt' und fluchte sehr:
„Hinaus aus meinem Hause schnell,
Du bleib'st heut' Nacht nicht mehr!"
Die Wogen brausen, der Sturmwind grollt,
Die Blitze zucken, der Donner rollt.

Das Mägdlein hub nun weinend an,
Sank nieder in die Knie:
„O Vater, gib mir ihn zum Mann,
Einen Andern nehm ich nie."
Die Wogen brausen, der Sturmwind grollt,
Die Blitze zucken, der Donner rollt.

Der Vater rauft im Zorne blind,
Der Maid die Haare aus,
Mit Tritten stößt er sein einzig Kind
In die dunkle Nacht hinaus.
Die Wogen brausen, der Sturmwind grollt,
Die Blitze zucken, der Donner rollt.

Das flüchtende Pärchen rettet sich bald
Zur Mühle auf hohem Strand,
Es bricht durch den Damm mit Riesengewalt
Das tobende Meer in das Land.
Die Wogen brausen, der Sturmwind grollt,
Die Blitze zucken, der Donner rollt.

Am Morgen deckt die tiefe See
Die Häuser und Felder zu;
Die Kinder beten mit stillem Weh'
Für des Vaters ewige Ruh'.
Die Sonne strahlt, kein Lüftchen weht,
Der Friedensbogen am Himmel steht.

Jesuitenlob.

April 1870.

Seht, wir sind die vielgewandten,
Vielgehaßten, vielgenannten
Gottesmänner, schlecht und recht,
Stets zum Streiten aufgelegt,
Führt es nur zum Ziele,
Wasser auf die Mühle.

Aufruhr pred'gen wir in Polen,
Rußland soll der Teufel holen,
Doch in Frankreich sind wir still,
Thuen was der Kaiser will,
Führt es nur zum Ziele,
Wasser auf die Mühle.

Tief in Spanien streng fanatisch,
Hier in Deutschland demokratisch,
Und in Bayern Patriot,
Schlagen alle Preußen todt;
Führt es nur zum Ziele,
Wasser auf die Mühle.

In Amerika die Bibel,
In Italien infallibel,
In Brittanien duldungsvoll,
Ketzerhasser in Tyrol;
Führt es nur zum Ziele,
Wasser auf die Mühle.

Söldner als des Papstes Stützen,
Doch in Schwaben Volksmilizen;
Für die Presse Freiheit nur,
Doch im Kirchenstaat Censur.
Führt es nur zum Ziele,
Wasser auf die Mühle.

Tobend gegen die Bordelle,
Schwärmend für die Isabelle,
Für das Volk in Irland wach,
Für den Adel warm in Prag,
Führt es nur zum Ziele,
Wasser auf die Mühle.

Kleine Steuern für den König,
Peterspfennig nicht zu wenig,
Lotterie in Rom und Zehnt',
Daß dem Volk das Auge thränt;
Führt es nur zum Ziele,
Wasser auf die Mühle.

In Neapel wunderkräftig,
In Germanien wissenschäftig,
Dummheit um den heil'gen Stuhl,
Doch in Belgien für die Schul';
Führt es nur zum Ziele,
Wasser auf die Mühle.

Dort in Wien die strengen Hüter
Großer, reicher Kirchengüter;
Hier am Rheine für Lassall'
Communistisch, social;
Führt es nur zum Ziele,
Wasser auf die Mühle.

Also sind wir vielgestaltig,
Also sind wir allgewaltig,
Schicken stets uns in die Zeit,
And're Zunge, and'res Kleid;
Führt es nur zum Ziele,
Wasser auf die Mühle.

Wölfe heute, morgen Lämmer,
Heute Ambos, morgen Hämmer,
Heute groß und morgen klein,
Heute grob und morgen fein;
Führt es nur zum Ziele,
Wasser auf die Mühle.

Reiche Herren, arme Tröpfe,
Glatt, geduldig, kluge Köpfe,
Schwärmend außen, innen kühl,
Helfe was da helfen will;
Führt es nur zum Ziele,
Wasser auf die Mühle.

Böhemmer.

(Am Grabe meines Jugendfreundes Ludwig Fitting.)

1870.

Ruhbedürftig zieht zum Walde, Abends spät die Vögel-
schaar,
Läßt sich nieder in den Zweigen, ohne Bangen vor Gefahr.
Langsam sinkt die Nacht hernieder, reihenweise, Brust an
Brust,
Schlummern bald die grauen Vögel, träumend von der
Heimath Lust.

Leise naht der schlaue Jäger, sendet bei der Fackel Schein,
Seine tückischen Geschosse in der stillen Opfer Reih'n,
Keines flieht, sie rücken näher, wieder sich die Lücke schließt,
Bis der Mörder auch den Letzten der Getreuen niederschießt.

Also zogen wir durch's Leben, eine treue Freundesschaar,
Jugendfröhlich, lebensmuthig, ohne Bangen vor Gefahr,
Bauten Häuser, hofften, liebten, theilten ehrlich Freud'
und Leid,
Schwärmten manchen trauten Abend von der schönen Ju-
gendzeit.

Leise naht der schwarze Jäger, schießt die Todespfeile ab,
Hie und dort ist eine Lücke, da und dort ein Freundesgrab;
Auf ihr Treuen, rückt zusammen, schließt die Reihen, fest
vereint
Trotzen wir, bis an des letzten Freundes Grab der Letzte
weint!

Unfehlbar?

(Abgedruckt in Nro. 18 des Kladderadatsch Jahrg. 1871.)

Helle glänzt im Kerzenschimmer durch die Nacht der Quirinal,
Fröhliche Musik erschallet in dem goldgeschmückten Saal,
Alexander aus dem Hause Borgia, Papst von Gottes Gnaden,
Hat drei hohe Cardinäle heut' zum Abendmahl geladen.

Welch' ein Rennen, welch' Getöse, welch' ein plötzlich Angstgeschrei!
Durch die Stadt hin läuft die Kunde, daß der Papst gestorben sei.
Einen Fluch noch auf den Lippen war er jählings umgesunken,
An dem Gift, bestimmt den Gästen, hat er sich den Tod getrunken.

Als man mit dem größten Pompe diesen Papst zu Grabe trug
Stand im Dom ein loser Spötter, ihrer gibt's in Rom genug,
Lächelnd sagt' er seinem Nachbar, flüstert's ihm in's Ohr hinein:
„Der im Gifte fehl gegriffen, sollte der unfehlbar sein?“

Wechsel.

1870.

I.

Ihr prahlt mit euer'n Schlössern,
Mich dünken sie nieder und grau,
Ich meine, die Vögel singen
So matt auf sonniger Au.

Das macht, in meinem Innern
Da steht ein gold'ner Palast,
Da findet ihr Brunnen und Bäume,
Zu schön für Menschen fast.

Das weint und sehnt und träumet,
Das liebt voll Leid und Lust:
Es sind die Nachtigallen
Die schlagen in meiner Brust.

Und meine Gedanken und Pläne,
Sie schwingen sich himmelwärts:
Das sind die Lerchen, sie jubeln
So fröhlich da drinnen im Herz.

II.

In einem kleinen Häuschen
Da wohnt ein stiller Greis,
Die Augen blicken finster,
Die Haare blinken weiß.

Die Schlösser sind zerfallen,
Verlassen ist der Ort,
Die Brunnen sind vertrocknet,
Die Bäume sind verdorrt.

Getäuscht, verlassen, gebrochen —
Wer weiß, wie das geschieht,
Es singt über allen Trümmern
Spottvogel sein höhnisches Lied.

Papst und Kaiser.

I.

Die Burg zu Savona.

Gedichtet 1869 unter obiger Burg, wo Napoleon I. Papst Pius VII. gefangen hielt.

Zu Savona auf der Feste steht ein Greis im Silberhaar,
Schaut hernieder auf die Fluthen, auf die Hügel sonnenklar,
Fern nach Rom hin schweift sein Auge, trüber wird sein Angesicht,
Bis der Mund mit bitter'm Lächeln, leise diese Worte spricht:

„Wogen gehen, Wogen kommen, keine will mir Nachricht bringen,
Ob nicht bald der Hölle Pforten dieses Teufelskind verschlingen,
Ob nicht unter meinen Flüchen dieser Thron zusammenbricht,
Kaiser kommen, Kaiser gehen, nur das Papstthum stirbet nicht."

II.

Die Burg Castellgandolfo.

Gedichtet bei obiger Burg, als im Jahre 1869 Kaiser Napoleon III. schwer erkrankt war.

Auf der Burg Castellgandolfo sitzt zum andern Mal ein Greis,
Düster blicken seine Augen, seine Lippen murmeln leis:
„Fluthen gehen, Fluthen kommen, gerne gäb' ich Botenlohn,
Wenn mir Eine Nachricht brächte, wie es geht mit meinem Sohn.

Ringsum lauern schon die Feinde, und die Hölle droht Verderben,
Meine Stunden sind gezählet, sollte Frankreichs Kaiser sterben,
Wenn nicht Gott in letzter Stunde seines Weibs Gebet erhört,
Kaiser gehen, Kaiser kommen, ob der Papst auch wiederkehrt?"

Es fiel ein Stern vom Himmel herab.

Altes dänisches Volkslied.

Ich hatt' ein blondes Mägdlein lieb,
Ich liebt' es ohne Maßen,
Das Mägdlein trieb ein falsches Spiel,
Hat mich verrathen, verlassen. —

Mein Herz ist öde, wie das Grab
Vor meinen Augen Dunkel,
Es fiel ein Stern vom Himmel herab,
Er ist im Meer versunken. —

Als ich das Lied zum ersten Mal,
Von meinem Leid gesungen,
Da sind auf meiner Harfen all',
Die Saiten entzwei gesprungen.

Gebet David's vor der Schlacht.

1870.

Herr Gott, vor dessen Zorn die Erde bebet,
Aus dessen Mund verzehrend Feuer geht,
Deß Herrlichkeit auf dunkeln Wolken schwebet,
Deß Thron hoch über allen Himmeln steht.

Dein Auge blitzt, was ist der Menschen Dräuen,
Vor dem, deß Schelten Bergesriesen schreckt?
Dampf geht von deiner Nase, Hügel scheuen
Den Odem deß, der Cedern niederstreckt.

Von Alters her hieltst du mit deinem Volke,
Wie Felsen stieg das Wasser in die Höh'
Als du vor uns gezogen in der Wolke
Und wandeltest den Fels zum Wassersee.

So neige heute deinen Himmel nieder,
So reck' herunter deine starke Hand,
Zerschmeiße deiner stolzen Feinde Glieder,
Und dämpfe deiner Hasser Widerstand.

Und hast du aller Bösen Arm gebunden,
Gesteuert deiner treuen Kinder Noth,
So heile wieder deines Volkes Wunden
Und schenk' uns Frieden, Herre Zebaoth. —

Ein Kranz auf das Grab meines Vaters.

(geb. 1799; gest. 1873.)

Deutschlands Knechtschaft hast du als Kind erlebt,
Deßhalb schlug dein Herz voll Begeisterung
Für des Reiches Größe, als bräunliches
Barthaar dich schmückte.

Was der Jüngling sehnend dereinst erstrebt,
Das erschien dem Greise in Herrlichkeit,
Da der Rothbart endlich aus Todesschlaf
Siegreich erwachte. —

Ob dich manchmal Sorge gedrückt, du gingst
Grad einher, viel grader im Innern noch,
Treu, ein Christ, voll offenen Muthes, dem
Schlechten unnahbar. —

Wie der Blitz die Eiche zerspellt, so traf
Rasch den Ungebeugten der tödtliche
Schlag, so daß den Seinen als ganzer Mann
Immer er vorschwebt.

Dankbar legt der Sohn dir den Kranz auf's Grab
Wünschend, niemals möge das Vaterland
Solcher schlichten Männer aus alter Zeit
Rathlos entbehren.

Ein Kranz auf das Grab meines Vaters.

(geb. 1799; gest. 1873.)

Deutschlands Knechtschaft hast du als Kind erlebt,
Deshalb schlug dein Herz voll Begeisterung
Für des Reiches Größe, als bräunliches
Barthaar dich schmückte.

Was der Jüngling sehnend dereinst erfleht,
Das erschien dem Greise in Herrlichkeit,
Da der Rothbart endlich aus Todesschlaf
Siegreich erwachte. —

Ob dich manchmal Sorge gebeugt, du gingst
Grad einher, viel grader im Innern noch,
Treu, ein Christ, voll offenen Muthes, dem
Schlechten unnahbar. —

Wie der Blitz die Eiche zerspellt, so traf
Rasch den Ungebeugten der tödtliche
Schlag, so daß den Seinen als ganzer Mann
Immer er vorschwebt.

Dankbar legt der Sohn dir den Kranz auf's Grab
Wünschend, niemals möge das Vaterland
Solcher schlichten Männer aus alter Zeit
Rathlos entbehren.

Buchdruckerei der „Pfälzischen Post" (J. B. Hoffmann) in Kaiserslautern.